

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar, Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Sie lesen heute:

Fedor Stepun:

**Die Funktion der Kunst  
in der Sowjetunion**

Seite 437

Josef Müller:

**Sinn und Aufruf des 20. Juli**

Seite 442

WALTER KOLARZ:

# Stalin 1949 – Chruschtschow 1959

## Ein Vergleich

Man kommt dem Wesen und den Besonderheiten der Chruschtschow-Aera vielleicht am nächsten, wenn man sie primär in der Form eines Vergleiches mit dem Ausklang der Stalin-Aera betrachtet und der Chruschtschowschen Konzeption von 1959 die Stalins von – sagen wir – 1949 entgegenstellt.

Es ist nicht leicht, diese Chruschtschow-Aera zu begrenzen. Sie umfaßt nur einen Teil der nachstalinischen Periode. Im gewissen Sinne begann sie bereits mit der Ausschaltung Malenkows im Februar 1955. Dies war zwar Chruschtschows erste erfolgreiche Machtprobe, aber auch nach der Übernahme der Regierung durch Bulganin war Chruschtschow noch nicht vollständig Herr der Lage. Man hielt damals wohl allgemein Chruschtschows Position für stärker als sie in Wirklichkeit war. Heute würde es scheinen, daß das Duumvirat Bulganin/Chruschtschow, das wir nicht nur in Rußland sondern auch bei den Staatsbesuchen in Indien, Jugoslawien und Großbritannien am Werke sahen, nur eine zeitbedingte Verlegenheitslösung gewesen ist. Auch der 20. Parteitag brachte noch nicht den vollen Triumph Chruschtschows und der Chruschtschowschen Konzeption, obzwar er ihn in beträchtliche Nähe rückte. Selbst nach dem 20. Parteitag gab es für Chruschtschow noch Rückschläge hauptsächlich außenpolitischer Natur – man denke nur an Polen und Ungarn und die Abkühlung der Freundschaft mit Jugoslawien – die die weitere Festigung seiner Position verzögerten. Die entscheidende Wendung war die Reorganisation des sowjetischen Industrie- und Verwaltungsapparates, die im Frühjahr 1957 stattfand und trotz der Opposition Malenkows, Kaganowitschs, Molotows und in geringem Maße Bulganins Perwuchins und Saburows durchgeführt wurde.

Die Anti-Chruschtschow-Koalition, die es nur in einem sehr losen Sinne gegeben hat, konnte sich von dieser Schlappe nicht erholen. Sie bereitete Chruschtschows Staatsstreich im Juni 1957 vor, als er das Zentralkomitee der Partei gegen die ihm feindlich gesinnte Mehrheit des Präsidiums mobilisierte. Das Juni-Plenum des Zentralkomitees wählte jenes neue Parteipräsidium, in dem Chruschtschow über eine

überwiegende Mehrheit verfügte, und seither ist der Kampf im großen und ganzen entschieden. Alles was folgte, waren nur noch Nachhutgefechte zur weiteren Stabilisierung der Macht Chruschtschows, wie die Ausbootung Schukows, Bulganins und Serows. Von diesen drei Männern stellte wahrscheinlich nur Marschall Schukow auf längere Sicht gesehen eine ernstliche Bedrohung für Chruschtschow dar. Aber dennoch liegt in der Entlassung dieser drei Persönlichkeiten ein Schlüssel zum Verständnis der Chruschtschowschen Aera und der Chruschtschowschen Konzeption für die sowjetische Innenpolitik.

### Der Unterschied in den Machtsystemen

Schukow, Bulganin und Serow repräsentierten die drei Faktoren, die die Partei unter gewissen Umständen als Rivalen ansehen konnte, nämlich die Armee, den Regierungsapparat und die Polizei. Ihre Entlassung garantierte den Endsieg der Partei und beseitigte die letzten Überreste des Stalinschen Machtsystems. Dieses System war komplizierter als jenes, auf das sich Chruschtschow im gegenwärtigen Augenblick stützt. Für Stalin war die kommunistische Partei nicht das einzige Instrument der Macht. Chruschtschow hatte recht, als er in seiner Geheimrede auf dem 20. Parteitag behauptete, daß die Partei von Stalin entmachtet worden war. Die repräsentativen Parteiorgane – der Parteikongreß und das Zentralkomitee – hatten unter Stalin ganz ihre Bedeutung verloren. Der Parteiapparat blieb zwar in der Form einer großen Armee von Bürokraten fortbestehen, aber diesem Apparat waren die anderen Machtinstrumente Stalins, besonders die Polizei und dann in einem gewissen Abstand der staatliche Regierungs- und Verwaltungsapparat und die Armee *beigeordnet* und nicht *untergeordnet*. Polizei, Regierung und Armee waren nicht mehr dazu da, Parteibefehle zu vollziehen, sondern sie waren Instrumente der Stalinschen Hausmacht. Stalin war die höchste hierarchische Spitze der vier an der sowjetischen Innenfront wirkenden Kräfte. Der Kampf, der nach Stalins Tod unter den Diadochen entbrannte, war zunächst ein Kampf um die *Verselbständigung* dieser Kräfte, der dann, mit dem Erstarren der Stellung Chruschtschows,

zum Kampf für die Wiederherstellung des Primates der Partei in der sowjetischen Politik wurde, eine Rolle, die die Partei unter Stalin verloren hatte. Dieses Primat bedeutet nicht die Wiederherstellung der innerparteilichen Demokratie, obzwar dies vielfach behauptet wird; es bedeutet nicht, daß der kollektive Wille der Partei von nun an entscheidend für die Geschicke des Sowjetstaates wird, sondern nur, daß die Partei zum ausschließlichen Machtinstrument des neuen Herrschers geworden ist. Die scheinbar so absurde Bezeichnung von alten Kommunisten wie Molotow und Kaganowitsch als die Mitglieder einer sogenannten antiparteilichen Gruppe entbehrt dabei nicht eines tieferen Sinnes. Diese Männer sind, von Chruschtschows Gesichtspunkt betrachtet, anti-parteilich eingestellt, da sie sich der Stärkung der Partei, die seine Partei geworden ist, widersetzen.

Rein äußerlich betrachtet ist das Ansehen und der Einfluß der Partei über alle Maße gewachsen. Das Parteipräsidium hat keine Konkurrenten mehr im Präsidium des Ministerrates. Das Zentralkomitee der Partei wird zu häufigen Sitzungen zusammengerufen, und in den lokalen Parteiorganisationen scheint ein regsames Leben zu herrschen. Aus einer stagnierenden Körperschaft, wie sie die Partei in den letzten Lebensjahren Stalins gewesen ist, scheint sie sich in eine dynamische Kraft umgewandelt zu haben. Aber dieser Schein trügt. Das Parteileben, wie es sich heute besonders auf der Ebene des Zentralkomitees abspielt, ist ein Beweis dafür, daß Stalin und Chruschtschow verschiedene Methoden zur Konsolidierung ihrer persönlichen Macht gewählt haben. Stalin schaltete das Zentralkomitee aus, und Chruschtschow macht sich seine Servilität zunutze. Das häufige Zusammentreten des Zentralkomitees könnte zwar *theoretisch* bedeuten, daß Chruschtschow seine Macht mit diesem Forum teilt, aber tatsächlich bedeutet es nur, daß Chruschtschow nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Das Zentralkomitee kann diskutieren, es kann Vorschläge unterbreiten, es kann im Interesse der Wirtschaftsplanung auch hohe Beamte kritisieren, aber eines kann es nicht tun, eine wirkliche politische Funktion ausüben. Dafür gibt es zumindestens bis zum Entstehen einer neuen sichtbaren Opposition keine Anhaltspunkte mehr. Nach dem Machtkampfe der Jahre 1953-57 und Chruschtschows Sieg über seine Gegner ist die Sowjetunion wieder zum unpolitischen Lande geworden, das es unter Stalin war.

Chruschtschow ist dabei nicht weniger geneigt, seine Position durch willkürliche Eingriffe zu verbessern als es Stalin war, der sich nie scheute, die Mitgliedschaft der höchsten Parteiorgane in seinem Sinne zu ändern. Das Zentralkomitee, das im Dezember 1958 seine Sitzung abhielt und Chruschtschow einstimmige Unterstützung am Vorabend des 21. Parteitages zusicherte, hatte durch verschiedene Kooptierungen und Ausbootungen eine wesentlich andere Zusammensetzung erhalten als es ursprünglich, zur Zeit seiner Wahl im Februar 1956 hatte.

Auch das *Parteipräsidium* hat sein spezifisches Gewicht nur im Verhältnis zu anderen Sowjeteinrichtungen gewandelt, aber nicht im Verhältnis zum obersten Parteiführer, zumindest nicht wesentlich. Das Parteipräsidium Chruschtschows und das Politbüro Stalins sind beides Gremien von Jasagern. Der Unterschied besteht nur darin, daß es in Stalins Politbüro auch nicht mehr die Spur einer kollektiven Führung gab, während sich im Chruschtschowschen Präsidium solche Reste der Kollektivführung bewahrt haben.

Mikojan kann noch immer nicht als ein willenloses Instrument der Chruschtschowschen Politik angesehen werden, und sein Status ist daher recht verschieden von jenem, den Kaganowitsch oder Molotow unter Stalin besaßen. Chruschtschow würde wahrscheinlich ernstest Widerspruch im Parteipräsidium ebenso wenig dulden wie Stalin. Aber er ist toleranter, wenn es um Meinungsverschiedenheiten sekundärer Ordnung geht. Chruschtschow übt eben heute noch immer nur die Macht des jüngeren Stalin aus. Er behandelt seine Opponenten wie sie Stalin zu Beginn der dreißiger Jahre behandelte. Er kann es sich immer noch nicht leisten, ein Präsidiumsmitglied stillschweigend aus der Parteiführung zu entfernen, es verhaften oder erschießen zu lassen, wie dies Stalin mit Nikolaj Woznesenskij vor zehn Jahren tat. Chruschtschows Kampf gegen die Antipartei-Gruppe zeigt, daß er behutsam und unter Wahrung von allen möglichen Formalitäten vorgehen muß. Er kann die Partei

und das Land nicht einfach vor ein *fait accompli* stellen, er muß eine Erklärung für sein Handeln geben und um Zustimmung werben.

Ebenso wie für Stalin ergibt sich für Chruschtschow die Notwendigkeit, nicht nur seine Stellung an der Spitze zu konsolidieren, sondern auch in den unteren Regionen der Parteipyramide. Als Stalin die leninistisch-marxistische Parteidoktrin mit der Ideologie des sowjetischen Patriotismus ergänzte, öffnete er die Tore der Partei und ließ einige Millionen Mitglieder neu anwerben, besonders Frontsoldaten. Vielleicht hoffte er, daß diese neuen Mitglieder ihm im besonderen Maße persönlich ergeben sein würden. Auch Chruschtschow hat die Tore der Partei geöffnet. Zwischen dem 20. und 21. Parteitag wurden eine Million Mitglieder in die Partei aufgenommen, die große Mehrheit wahrscheinlich erst nach dem entscheidenden Juni-Plenum von 1957. Es ist anzunehmen, daß Chruschtschows Funktionäre in den verschiedenen Teilen der Sowjetunion diesen Zuwachs sorgsam ausgewählt haben. Bei der Zulassung neuer Mitglieder — man könnte sie die „Junikommunisten“ nennen — sind wohl vor allem die Enthusiasten der Chruschtschowschen Reformen berücksichtigt worden, besonders Leute, die aktiv an der Verwirklichung dieser Reformen, z. B. der Erschließung der Neulandgebiete, mitarbeiten.

### Das Problem der Sicherheit

In der Beurteilung der Aufgaben, die der *Polizei* und dem *Sicherheitsapparat* im sozialistischen Staate zu'ommen, besteht zwischen Chruschtschow und dem alten Stalin ein ebenso wesentlicher Gegensatz wie in der Wertung der Rolle der Partei als Machtinstrument. Das bisher Gesagte kann vielleicht den Eindruck erwecken, daß Chruschtschow die Polizei nur deshalb in einem anderen Licht als Stalin betrachtet, weil er nicht die Macht besitzt, Stalin vollständig nachzuahmen. Es besteht ein wirklicher, tiefer Unterschied zwischen der Stalinschen und der Chruschtschowschen Sicherheitskonzeption. Zur Zeit seines 70. Geburtstages und selbst am Vorabend seines Todes — das war ja die Zeit der angeblichen Ärzteverschwörung — betrachtete Stalin die Sicherheitsprobleme immer noch im Lichte der zwanziger und dreißiger Jahre. Die Feinde für Stalin waren die Reste der liquidierten Klassen und ihre angeblichen Verzweigungen und Agenturen innerhalb der kommunistischen Partei. Auch die Mittel, die Stalin für geeignet hielt, den inneren Feind zu schlagen, hatten sich in den drei Jahrzehnten seiner Herrschaft nicht verfeinert. Noch immer waren es blutige Säuberungsaktionen und erzwungene Geständnisse.

Wo Stalin zurückblickte, sieht Chruschtschow mit Besorgnis in die Zukunft. Chruschtschow, der fünfzehn Jahre jünger ist als Stalin heute wäre, gehört zu einer anderen Generation. Er sieht darum andere Probleme, andere Feinde und andere Mittel, sie zu bekämpfen. Gewiß, auch er übersieht den Feind von gestern nicht, aber er weigert sich, ihm seine Hauptaufmerksamkeit zu schenken, denn ein neuer, potentiell viel gefährlicherer Feind ist am Horizont erschienen: die Jugend, die unter dem Sowjetregime aufgewachsen ist und die dieses Regime eines Tages entweder teilweise oder ganz ändern mag. Dies ist etwas was Stalin niemals verstanden hat oder selbst verstehen konnte. Als ein Vorkämpfer der bolschewistischen Bewegung und ein aktiver Teilnehmer an der Oktoberrevolution betrachtete er den Kommunismus als etwas Neues. Wie alle Diktatoren betrachtete er die Bewegung, der er angehörte, als die Bewegung der ewigen Jugend. Er merkte nicht, daß der Kommunismus sowohl als Idee als auch als Bewegung so alt und brüchig geworden war, daß beide einer Verjüngungskur bedurften. Chruschtschow hingegen hat dies verstanden und ist entschlossen, danach zu handeln. Er hat sich die Aufgabe gestellt, der Verjüngerer des Kommunismus, seiner staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtung zu werden. Er versucht, eine neue Führerschicht aus den Kreisen der jüngeren Generation heranzuziehen. Dies ist für ihn nicht nur eine Machtfrage, er will damit auch die wirtschaftliche und verwaltungstechnische Leistungsfähigkeit des Regimes erhöhen. Wie er an der Spitze des Staates und der Partei die Männer auswechselte, die durch ihre langjährige geistige Abhängigkeit von Stalin innerlich ausgehöhlt und gelähmt wurden, so will er auch im mittleren und unteren Führungsapparat die Menschen ausschalten, denen

die Fähigkeit zum schöpferischen Handeln durch den Terror und die Einschränkungen unter der Stalinherrschaft für immer geraubt wurden.

Dieser Generationswechsel könnte unter Umständen eine gefährliche Auflockerung des Regimes herbeiführen, wenn nicht Chruschtschow gleichzeitig auch das staatliche Sicherheitssystem der neuen Situation angepaßt hätte. Im Dezember 1958 hat Chruschtschow den früheren Sekretär des kommunistischen Jugendverbandes Alexander Schelepin zum Leiter der staatlichen Sicherheitsbehörde ernannt; damit wird mit diesem Amt zum ersten Male ein Mann betraut, der nicht nur nach der Oktoberrevolution geboren ist, sondern aus eigener Anschauung die Häresien kennt, die unter der jungen sowjetischen Generation Verbreitung finden.

Chruschtschow und sein neuer Polizeichef wissen natürlich, daß Polizeimaßnahmen allein die politischen Gefahren nicht bannen, deren Träger die junge Generation sein könnte. Darum versucht die Parteiführung, eine positive Alternative für jene nihilistischen, häretischen Strömungen zu schaffen, die unter der Jugend Fuß gefaßt haben. Zu diesem Zweck soll die schon fast erloschene Flamme der revolutionären Begeisterung wieder angefacht werden. Schelepins Hauptreferat auf dem 13. Komsomolkongreß im April 1958 enthielt einige praktische Hinweise, wie dies zu geschehen hat: Durch Wallfahrten zu den Schlachtfeldern des Bürgerkrieges und zu den Gräbern revolutionärer Helden, durch die Veranstaltung von Fackelzügen an revolutionären Feiertagen und durch das Singen revolutionärer Lieder. Ein ähnlicher Versuch, die junge Generation zu reformieren und sie für den Kommunismus zu retten, liegt auch der neuen Schulgesetzgebung zugrunde. Wenn sie ihren letzten Zweck erfüllt, dann mag sie tatsächlich der Polizei später viel Mühe ersparen. Verglichen mit der Schule Stalins, die jetzt, retrospektiv betrachtet, fast als humanistisch erscheint, hat Chruschtschows Schule einen viel weniger intellektuellen Charakter. Sie sorgt für eine intensivere politische Erziehung und einen weiteren Ausbau des Internatsschulwesens, wodurch der Einfluß des Staates auf die Erziehung der Kinder vergrößert und die Rolle der Familie verringert wird.

Alles in allem schafft Chruschtschows Erziehungsreform mehr Reglementierung als es unter Stalin gegeben hat, und ist theoretisch wenigstens imstande, einen vollkommeneren homo sowjeticus zu erzeugen als je zuvor. Und dennoch besteht guter Grund für die Behauptung, daß das Regime Chruschtschows liberalere Züge aufweist als das Regime Stalins. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Die Erklärung liegt wohl darin, daß Stalin im brutalen Terror ein universelles Heilmittel sah, während Chruschtschow der wahllosen Anwendung terroristischer Methoden skeptisch gegenübersteht. Die Geschichte der sowjetischen Gesellschaft hat ja auch gezeigt, daß Terror ihre Probleme nicht lösen konnte, sondern im Gegenteil ihre Lösung hinausshob und sie dadurch umso schärfer gestaltete. Auch Chruschtschow hält an dem totalitären uniformen Staate fest, aber er ist der Ansicht, daß zu seiner Aufrechterhaltung direkter Terror nur in Ausnahmefällen gebraucht werden soll. Stalins Terror hat es nicht verhindert, daß sich innerhalb der sowjetischen Gesellschaft verschiedene Kasten und Gruppen bildeten, die eine Gefahr für den kommunistischen Staat bedeuten konnten: Die Manager und Technokraten der sowjetischen Wirtschaftsunternehmen, die verschiedenen Minister und Vizeminister und ihr riesiger Bürokratenstab. Chruschtschow hat die Macht dieser Gruppen gebrochen, nicht durch direkten Terror, sondern indem er sie der Kontrolle der Partei unterwarf und sie gleichzeitig durch seine Dezentralisierungsmaßnahmen zersetzte und zerstückelte. In ähnlicher Weise hat Chruschtschow es auch verstanden, die Bauernschaft wirksamer in Schach zu halten als Stalin. Stalin sandte die NKWD in die Dörfer, um die Kollektivwirtschaften zur Erfüllung ihres landwirtschaftlichen Ablieferungssolls anzuhalten und ihre Mitglieder zur Annahme der sowjetischen Ordnung zu zwingen. Außerdem sahen die Maschinen-Traktor-Stationen mit ihren politischen Abteilungen darauf, daß die Kollektivwirtschaften sich zu keiner Gefahr für den Staat entwickeln konnten. Chruschtschow griff die Kollektivwirtschaften nicht von außen an wie Stalin, sondern von innen her. Er ist jetzt dabei, sie zu proletarisieren, zu urbanisieren und mit kommunistischen Parteimitgliedern zu durchsetzen. Zur gleichen

Zeit verringert er ihre wirtschaftliche Bedeutung durch die Stärkung ihrer Konkurrenten, der Staatsgüter.

Chruschtschows Reformen müssen jedoch noch von einem anderen Standpunkt aus betrachtet werden. Zum Unterschied von Stalin hat Chruschtschow begriffen, daß in Rußland eine tiefe Sehnsucht nach einem innerpolitischen Kurswechsel besteht, die Sehnsucht nach Freiheit, von der Pasternak auf der letzten Seite von „Dr. Schiwago“ schreibt. Chruschtschow hat dieses Buch zwar verboten, aber dennoch gewisse Konsequenzen aus seinen Schlußfolgerungen gezogen, wenn auch andere, als sie dem Verfasser selbst vorschwebten.

Chruschtschow hat sein Bestes getan, die Völker der Sowjetunion von der Sehnsucht nach einer Wandlung und nach Freiheit abzulenken, indem er tatsächlich weitgehende Veränderungen herbeiführte, wie die totale Umstülpung des ganzen Verwaltungs- und Wirtschaftsrates, die das Land in Atem hält und dabei dennoch das Regime konserviert. Chruschtschow verlagert nur das Schwergewicht innerhalb des totalitären Staates. Die Macht wird übertragen von der Zentralregierung an die Regierung der russischen Föderation, von den Ministerien an die verschiedenen Staatsausschüsse und die 105 Gebietswirtschaftsräte, von den kommunistischen Direktoren der Maschinen-Traktoren-Stationen an die kommunistischen Vorsitzenden der stark bürokratisierten Kollektivwirtschaften. Als Gesamtergebnis aller dieser und anderer Reformen verliert das Chruschtschowsche Regierungs- und Planungssystem fast jede äußere Ähnlichkeit mit dem Stalinschen System, und dies ist der Eindruck, den Chruschtschow zu schaffen beabsichtigt. Seine Reformen sind dazu angetan zu beweisen, wie verschieden seine Methoden von denen Stalins sind, und zu zeigen, daß es mit dem Absterben des Staates und der Regierung jetzt endlich ernst gemeint ist und daß die Ära des Kommunismus näherrückt. Natürlich hat dieses Absterben des Regierungsapparates wenig Bedeutung, da die Partei ihre Machtstellung nicht nur behält, sondern sogar weiter ausbaut.

#### Schukow und Pasternak

Wo es wirklich Ansatzpunkte zu etwas Neuem im nachstalinschen Rußland gab, hat sie Chruschtschow rücksichtslos beseitigt. Auf der höchsten Ebene der sowjetischen Politik war das Neue die Machtstellung, zu der Marschall Schukow aufgestiegen war. Das Schukowproblem ist uns in seinen Einzelheiten noch immer unbekannt, wir wissen noch immer nicht genau, welche Ambitionen Schukow wirklich hegte und auf welches Ziel er hinarbeitete. Es ist anzunehmen, daß die gegen ihn vorgebrachte Hauptanklage — seine Weigerung, die Armee der Partei voll unterzuordnen — durchaus den Tatsachen entsprach. Die Entlassung und politische Degradierung Schukows zielte jedoch nicht so sehr darauf ab, eine tatsächliche Situation aus der Welt zu schaffen, die Chruschtschow unbequem geworden war. Wie Stalin im Jahre 1946, so war Chruschtschow im Jahre 1957 bestrebt, eine Legende zu zerstören, die Schukowlegende. Es gab nicht wenige Leute in der Sowjetunion, die in einer Schukowlösung eine Alternative, und zwar die einzige zum Status quo, erblickten. Natürlich wußte Schukow um diese Legende, sie stärkte seine Hand, und sie hätte vielleicht, wie dies politische Legenden oft tun, im geeigneten Augenblick eine geschichtsgestaltende Rolle gespielt. Schukows Nachfolger hat auf dem 21. Parteitag behauptet, daß Schukow den Ehrgeiz hatte, sich als ein russischer Bonaparte aufzuspielen. Dies scheint eine übertriebene, selbst unbegründete Anklage zu sein. Aber Schukow hätte ein russischer Badoglio oder Petain werden können, ein militärischer Führer, der ein Machtvakuum ausfüllt, nachdem er vielleicht selbst an der Schaffung dieses Vakuums teilgenommen hat. Marschall Georgij Schukow wurde nicht nur selbst von der politischen Bildfläche hinweggefegt, es wurde auch einer neuen Schukowschtschina, einer Wiederholung des Schukowfalles, durch die Stärkung der politischen Führung in der Armee und den Ausbau der politischen Propagandarbeit in den militärischen Verbänden ein Riegel vorgeschoben.

Die andere neue Entwicklung, die Chruschtschow verhindert hat, wurzelt im intellektuellen Leben des Landes. Auch die intellektuelle Gefahr hat Chruschtschow rechtzeitig erkannt, wobei ihm die Entwicklung in Ungarn und Polen als warnender Anschauungsunterricht gedient hat. Im Jahre 1957, dem gleichen Jahre, in dem Chruschtschow den Re-

gierungsapparat und die Armee völlig der Partei unterstellt, wurde der erste Parteisekretär auch sein eigener „arbitrarius“, eine Rolle, die Stalin an Schdanow delegiert hatte. In drei Reden über Kunst und Literatur machte Chruschtschow klar, daß von ihm keine Absage an den Parteicharakter des künstlerischen Schaffens zu erhoffen ist. Es blieb nicht bei rein platonischen Mahnungen, die Umbesetzung der Redaktionen gewisser führender Literaturzeitschriften und nicht zuletzt auch der Pasternakfall zeigten, wie sehr Chruschtschow die ideologische Reinheit des intellektuellen Lebens zu wahren bestrebt ist.

Auch hier kann Chruschtschow seinem Vorgänger nicht einfach gleichgesetzt werden. Er unterscheidet sich von ihm darin, daß er sich nicht an leere Prestigefragen anklammert. Chruschtschow ist bereit, auch den Schriftstellern gegenüber Konzessionen zu machen, wenn sie den Parteicharakter der Literatur nicht berühren, z. B. als er im Mai 1959 seine Zustimmung für die Absetzung des unbeliebten Surkow, des Zentralsekretärs des Schriftstellerverbandes gewährte.

#### Dort Starrheit — hier Elastizität

Die Kaltstellung Surkows war eine bemerkenswerte symbolische Geste, die zeigte, daß in Chruschtschows Einschätzung unnachgiebige Starrheit und totalitäre Regierungsform nicht identisch sind. Stalin war ein Mann, der jedem Risiko abgeneigt war. Der Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen Zügen im totalitären System war ihm fremd. Es gab für ihn nur ein unteilbares und unverrückbares Prinzip. Darum entstand unter seiner Herrschaft nicht nur die Atmosphäre des Terrors, sondern auch jene eintönige Langweile und lückenlose Unterdrückung der persönlichen Freiheit, die im hohen Maße Orwell's utopischen Roman „1984“ inspirierten. Diesem bedeutsamen Werke kann im Chruschtschowschen Zeitalter nicht mehr die gleiche seherische Bedeutung zugebilligt werden wie in den letzten Regierungsjahren Stalins. Bis zu einem gewissen Grade hat Chruschtschow vor der menschlichen Persönlichkeit kapituliert. Er will die kommunistische Totalität nicht durch die Abtötung der menschlichen Persönlichkeit sichern, er zielt nur darauf ab, sie zu schwächen und sie vom Standpunkt der Partei aus ungefährlich zu machen. Er ist der Meinung, daß gewisse Risiken mit dem Sowjetmenschen genommen werden müssen, von denen er sich als gewiegter Spieler Gewinne für das Regime erhofft.

Solch ein kühl erwogenes Risiko ist die teilweise Öffnung der Grenzen in beiden Richtungen. Stalin wäre eine solche Maßnahme bedenklich erschienen. Chruschtschow erwartet von ihr nicht nur äußere Propagandaerfolge, sondern auch eine Bereicherung der sowjetischen Wissenschaft und Technik. Dabei nimmt er bewußt in Kauf, daß die Berührung mit der Außenwelt dem sowjetisch-russischen Nationalstolz Abbruch tun und zur Verbreitung „fremder Einflüsse“ aus der „kapitalistischen Umgebung“ führen könnte. Solchen Gefahren muß dann eben durch verstärkte ideologische Arbeit entgegengetreten werden.

Ein anderes Beispiel, wie Chruschtschow im Gegensatz zu Stalin zwischen starrer Einförmigkeit und Totalität unterscheidet, ist seine Einstellung zu den Propagandamitteln des Regimes, besonders der Presse. Unter Stalin verminderte sich die Zahl der existierenden Zeitschriften fast von Jahr zu Jahr. Je weniger es gab, umso sicherer schien die Lage an der „ideologischen Front“. Der einfachste Weg für Stalin, eine ideologische Häresie aus der Welt zu schaffen, war die Unterdrückung der Zeitschrift, deren Trägerin sie war. So geschah es mit der literarischen Monatsschrift „Leningrad“ im Jahre 1946 oder im Jahre darauf mit „Weltwirtschaft und Weltpolitik“, dem Organ des etwas eigenwilligen Ökonomen Eugen Wurga. Chruschtschow sucht auf dem Gebiet des Presse- und Zeitschriftenwesens äußere Vielförmigkeit mit totalitärem Inhalt zu versöhnen. Eine beträchtliche Anzahl neuer Zeitschriften und Zeitungen sind seit seiner Machtergreifung erschienen. Er hat auch die innere Auflockerung der sowjetischen Presseerzeugnisse gutgeheißen, bei der ein Mitglied seiner Familie, Chruschtschows Schwiegersohn Adschubej, erst Chefredakteur der Komsomolskaja Prawda, dann der Izwestija, eine führende Rolle spielt. Unter Stalin wäre jede Konzession an den populären Geschmack, so z. B. Vermischung politischer und nicht-politischer Nachrichten und Artikel oder auf Blickfang ausgehende Überschriften einer ideologischen Verwässerung gleichgesetzt worden.

Heute hält man solche Konzessionen für notwendig, um Propaganda dem Volke mundgerecht zu machen. Fragen der äußeren Aufmachung der Zeitungen werden jetzt plötzlich zum Gegenstand eines gründlichen Studiums gemacht. Eine besondere Monatsschrift und eine spezielle Organisation, der sowjetische Journalistenverband, eine vom Chruschtschowregime autorisierte Neugründung, nimmt sich dieser Angelegenheit an.

Auf dem Gebiete der Organisationen zeigte Stalin übrigens die gleiche Tendenz wie im Hinblick auf die Presse. Auch hier war sein Grundsatz je weniger, umso besser. Je länger sein Regime dauerte, umso weniger Hilfsorganisationen schien er zu dulden, und jene, welche noch bestanden, wie der sowjetische Schriftstellerverband, befanden sich im Zustand der bürokratischen Erstarrung, wenn nicht des Absterbens. Chruschtschow hingegen glaubt, daß eine gegensätzliche Entwicklung am Platze ist und daß es dem totalitären Staate zum Nutzen gereichen kann, wenn außer Partei, Jugendverband und Gewerkschaften auch noch andere Organisationsformen existieren, die im kommunistischen Sinne beeinflußt sind und verschiedenen menschlichen Interessen und Tätigkeitsbedürfnissen Rechnung tragen. Die neuen Sport-, Touristen-, Gesangs- und Tanzvereine, sowie z. T. auch die Freundschaftsorganisationen für die Pflege der Beziehungen mit fremden Ländern, sind das sowjetische Gegenstück der „circenses“ der römischen Cäsaren geworden.

#### Stalinkult und Chruschtschowkult

Obzwar Chruschtschow genauso wie Stalin sein Machtwort über die verschiedensten Lebensgebiete ausspricht, hat Chruschtschow dennoch nicht den gleichen Status wie sein Vorgänger errungen. Chruschtschow ist damit zufrieden, Rußlands oberster Herrscher zu sein, aber er umgibt sich nicht mit der gleichen Atmosphäre byzantinischer Servilität, wie sie so charakteristisch für die letzten Jahre der Stalinschen Herrschaft gewesen ist. Chruschtschow versucht auch nicht, sich mysteriös im Hintergrund zu halten. Die Unnahbarkeit Stalins, die an die Art orientalischer Despoten vergangener Jahrhunderte erinnerte, ist Chruschtschow fremd. Chruschtschow bedient sich der Technik moderner totalitärer Herrscher. Er bewegt sich ständig im Lampenlicht und versucht dadurch, alle Rivalen im eigenen Lande, aber auch fremde Staatsmänner zu überschatten. Das Gewähren von Interviews, das Halten von Versammlungsreden und das häufige Erscheinen bei diplomatischen Empfängen, dies sind die Methoden, mit denen Chruschtschow sein Prestige festigt.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß eine der Haupttriebfedern des persönlichen Verhaltens Chruschtschows darin besteht, sich von Stalin zu unterscheiden. Seine Reisen in die sowjetische Provinz dienen unter anderem dazu, diesen Unterschied schärfer herauszuarbeiten. Chruschtschow sagte in seiner Rede in der Geheimsitzung des 20. Parteitages, daß Stalin ein Mann war, der nie herumfuhr und die Lage in der Provinz nicht kannte. Chruschtschow hingegen will als der Mann erscheinen, der sich jede Ruhe versagt, und seine Gesundheit aufs Spiel setzt um sich mit der Lage und Stimmung in der Provinz vertraut zu machen.

Wie bewußt Chruschtschow darauf ausgeht, die Analogie mit Stalin zu vermeiden, konnte man besonders im Zusammenhang mit Chruschtschows 65. Geburtstag am 19. April 1959 wahrnehmen. Die Gelegenheit lud zu Vergleichen mit Stalins 70. Geburtstag am 21. Dezember 1949 ein. Dieses Ereignis nahm solche Proportionen an, daß es wohl noch immer in Rußland in Erinnerung ist. Die Glückwünsche, die Stalin geschickt wurden, waren so zahlreich, daß es fast volle zwei Jahre dauerte, bevor die Presse sie registriert hatte. Chruschtschows 65. Geburtstag wurde in der Presse zunächst nicht erwähnt, und erst zwei Tage nachher wurden in verhältnismäßig bescheidenem Ausmaße Glückwünsche veröffentlicht. Die Komplimente, die sie enthielten, reichten nicht annähernd an den Stalinkult heran, aber sie hoben Chruschtschow dennoch beträchtlich über die anderen Parteiführer hinaus.

Sowohl diese Geburtstagsglückwünsche als auch der Verlauf des 21. Parteitages haben gezeigt, daß es in gewissen Grenzen einen Chruschtschowkult gibt. Chruschtschow wird heute eine Vielfalt von Interessen und Leistungen zugeschrieben wie einst Stalin. Die Reden

auf dem 21. Parteitag deuteten auch darauf hin, daß Chruschtschow nicht abgeneigt ist, den persönlichen Dank für das entgegenzunehmen, was unter seiner Regierung in wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Hinsicht in Rußland vollbracht wird. Chruschtschow scheint auch Wert darauf zu legen, daß ihm eine ehrenvolle militärische Rolle im Zweiten Weltkrieg zugebilligt wird, nicht nur im Partisanenkampf in der Ukraine, sondern auch an der Stalingradfront. Es ist ihm durchaus daran gelegen, daß die Kriegsgeschichte in diesem Sinne umgeschrieben wird, z. B. in Marschall Tschuikows Buch über die Stalingradschlacht. Aber auch hier sind Chruschtschows Wünsche bescheiden gemessen am Kult, der um Stalin, den Feldherrn, gesponnen wurde. Während Stalin als ein Halbgott erschien, so wird Chruschtschow noch immer in menschlichen Dimensionen gezeichnet.

### Die besondere Rolle der Nationalitätenfrage

Es würde genügen, von der „Partei“, der „Armee“ und der „Regierung“ der Sowjetunion in jenen allgemeinen Zügen zu sprechen, in denen wir dies getan haben, wenn der sowjetische totalitäre Staat ein Nationalstaat wäre, so wie es das Dritte Reich und das faschistische Italien in ihren ersten Entwicklungsphasen waren. Aber da die Sowjetunion ein Völkerstaat ist, genügt eine solche allgemeine Analyse nicht. Niemand ist sich dessen besser bewußt, als die sowjetischen Staatsmänner selbst. Daher spielt sowohl Stalins als auch in Chruschtschows Konzeption die *Nationalitätenfrage* eine besondere Rolle.

Sie ist eines jener Probleme gewesen, die Stalin mit den Mitteln des Terrors lösen wollte. Da Stalin die nationale Frage und ihre potentiellen Gefahren aus eigener Anschauung kannte, ließ er es nicht bei *rein physischem Terror* bewenden, er ergriff auch subtilere Maßnahmen, auf die nur ein Kenner des Problems verfallen würde, wie die vollständige Verschleierung aller Nationalitätenstatistiken. Dennoch wurde die Nationalitätenfrage zu einem der schlimmsten Erbstücke, die Stalin seinen Nachfolgern hinterließ, betrifft sie doch fast die Hälfte der Bevölkerung der Sowjetunion.

Nach dem Tode Stalins suchte sich zunächst Berija der Nationalitätenfrage zu bemächtigen und die nichtrussischen Volksgruppen auf seine Seite zu bringen. Er gab wahrscheinlich den Anstoß zu den ersten Konzessionen, die im Frühjahr 1953 an die nicht-russischen Sowjetrepubliken gemacht wurden, und diese neue Politik mußten seine siegreichen Rivalen später wohl oder übel fortsetzen.

Abgesehen von praktischen Maßnahmen schritt die kollektive Führung auch zu einer Revision der ideologischen Grundlage der Stalinischen Nationalitätenpolitik. Die Ideologie des russischen „älteren Bruders“, dem alle anderen Völker des Sowjetreiches Gehorsam und Dankbarkeit schulden, wurde aufgegeben. Unter dem sichtbaren Einfluß Chruschtschows wurde sie durch zwei andere Ideen ersetzt, die Idee der russisch-ukrainischen Brüderlichkeit und die eurasische Idee. Die Theorie der russisch-ukrainischen Brüderlichkeitsidee wurde im Jahre 1954 aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier des staatlichen Zusammenschlusses zwischen der Ukraine und Großrußland ausgearbeitet. Sie wurde praktisch durch verschiedene Gesten unterstrichen, wie die Abtretung der Krim an die Ukraine und die Zuziehung von ukrainischen Kommunisten in den zentralen Staats- und Parteiapparat, wo es nun eine ganze ukrainische, Chruschtschow besonders ergebene Gruppe gibt. Damit ist die sogenannte Idee der ukrainisch-russischen Brüderlichkeit weniger Bestandteil einer Lösung der ukrainischen Frage in der Sowjetunion geworden als ein Mittel, die Chruschtschowsche Position in Moskau zu stärken. Aber es ist dennoch unverkennbar, daß die Ukrainer aus der großen Masse der Sowjetvölker etwas herausgehoben wurden und eine Sonderstellung erlangten. Diese Sonderstellung geht allerdings nicht so weit, um ihnen nationale Rechte außerhalb der Ukraine zu verschaffen. Es gibt auch jetzt weder ukrainische Schulen noch ukrainische Zeitungen irgendwo in den ukrainisch besiedelten Gebieten Zentralasiens oder der russischen Föderation. Ein Ukrainer, der die Sowjetukraine verläßt, bleibt zwar ethnographisch gesehen Ukrainer, aber ihm fehlt jede Möglichkeit einer ukrainischen kulturellen Betätigung.

Die eurasische Idee, die Idee, daß Rußland sowohl Europa als auch Asien ist, ist natürlich keine Chruschtschowsche Erfindung. Geschichte und Geographie sind dieser Idee Pate gestanden, aber Chruschtschow hat sie neu belebt; indem er den asiatischen Aspekt der Sowjetunion *unterstreicht* und die asiatischen Sowjetrepubliken auf dem Weltpolitischen Schachbrett vorschiebt, versucht er, in die Front der asiatischen Staaten einzubrechen und sie im kommunistischen Sinne zu zersetzen. Diese Strategie erfordert u. a., daß besonders die zentralasiatischen Gebiete der Sowjetunion, als auch die aserbeidschanische Sowjetrepublik, in die Lage versetzt werden, sich den Kultureinflüssen des nicht-sowjetischen Ostens in größerem Maße zu öffnen, und das mag für Moskau auf längere Sicht mit einem gewissen Risiko verbunden sein. Kommunistische Propaganda wird zwar von Taschkent und Baku aus in die Länder des Vorderen Orient und nach Südostasien dringen, aber es ist ebenso leicht möglich, daß panislamische und panasiatische Gedankengänge von dort aus nach Rußland im Austausch zurückkommen. Natürlich verlangt es Chruschtschows neo-eurasische Konzeption auch, daß asiatische Kommunisten mit wichtigeren Ämtern in Moskau betraut werden. Unter Stalin konnte es ein Zentralasiate bestenfalls zum Minister für die Baumwollindustrie bringen. Chruschtschow hingegen hat sich nicht gescheut, einen Uzbek zum Mitglied des Parteipräsidiums und des zentralen Parteisekretariats zu machen. Stalin, der sich selbst als einen Asiaten bezeichnete, war in seiner Gedankenwelt vorwiegend auf Europa ausgerichtet, während Chruschtschow, ein authentischer Sohn des europäischen Rußlands, seinen Blick ständig auf den weiten asiatischen Sowjetraum lenkt.

Der Vergleich zwischen der Nationalitätenpolitik Stalins und Chruschtschows muß noch zur Aufdeckung eines anderen Paradoxons führen. Obzwar Stalin das Großrussentum ostentativ bevorzugte, hat Chruschtschow, der in Worten viel zurückhaltender in seiner prorussischen Haltung ist, praktisch mehr für die großrussische Sache getan als sein Vorgänger. Chruschtschows große russische nationale Leistung ist, daß er durch seine Neulandgewinnungsaktion das Schicksal Kasachstans endgültig im russisch-slawischen Sinne entschieden hat. Was immer auch sonst zu einem zukünftigen Zeitpunkt in den verschiedenen nationalen Republiken der Sowjetunion geschehen mag, es ist kaum vorstellbar, daß es in Kasachstan jemals ein Zurück von der Internationalisierung und Russifizierung des Landes geben kann. Das zweite große Verdienst, das Chruschtschow sich um das Großrussentum erworben hat, ist der Aufbau der russischen Föderation, die zwar schon von Anbeginn der sowjetischen Herrschaft existierte, aber unter Stalin zugunsten der Zentralregierung in politischen Verfall geraten war. Chruschtschow hat diese russische Föderation von Grund auf neuorganisiert, sie zu einem wirtschaftlichen Machtfaktor umgewandelt und von anderen Republiken weitgehend isoliert.

Chruschtschow vereint in seinen Händen nicht nur die beiden Ämter, die Stalin innehatte, nämlich die des sowjetischen Ministerpräsidenten und kommunistischen Parteisekretärs. Er hat noch ein drittes Amt, das eines Vorsitzenden des Zentralkomiteebüros für die Russische Föderation. In dieser besonderen Eigenschaft tritt Chruschtschow selten hervor, aber das bedeutet durchaus nicht, daß dieses dritte Amt unwichtig ist. Es erlaubt ihm, den neugeschaffenen zentralen Parteiapparat der russischen Föderation direkt zu beaufsichtigen. Die Gründung dieses Apparates bedeutet, daß jede Abteilung innerhalb des kommunistischen Zentralkomitees in zwei geteilt ist. Für jedes Fachgebiet, z. B. Landwirtschaft, Industrie oder Parteipersonal bestehen seit 1956 zwei Abteilungen innerhalb der zentralen Parteibehörde — eine für die russische Föderation und eine zweite für die vierzehn nicht-russischen Sowjetrepubliken.

Dank dieser Neuordnung würde es georgischen oder lettischen Kommunisten heute schwerfallen, jenen Einfluß auf den russischen Partei- und Staatsapparat auszuüben, den sie in der Vergangenheit besaßen, während sich andererseits der russische Einfluß in den nichtrussischen Republiken noch immer stärker bemerkbar machen kann.

Trotz der administrativen Erleichterungen, die Chruschtschow durch die Abkehr von der starren Zentralisierungspolitik Stalins den Gliedstaaten der Sowjetunion brachte, hat er damit die Nationalitätenfrage einer Lösung nicht nähergebracht. Die nationalen Spannungen in der

UdSSR sind vielleicht heute nicht größer als unter Stalin, aber sie sind sichtbarer geworden. Wir haben heute mehr statistisches und Tatsachenmaterial zur Verfügung, um den Ernst der Lage an der sowjetischen Nationalitätenfront zu beurteilen. Obwohl die Liberalisierung in der Sowjetunion sich bisher in sehr engen Grenzen bewegt hat, hat sie dennoch gewisse nationale Forderungen an die Oberfläche getragen. Dies machte sich besonders bei der Diskussion des neuen sowjetischen Schulgesetzes des Jahres 1958 bemerkbar. Diese Diskussion nahm in einigen nationalen Republiken, besonders in der Ukraine, Lettland, Armenien und Georgien einen ganz anderen Charakter an, als dies von Moskau ursprünglich vorgesehen war. Sie wurde dazu benutzt, um die einseitige Vormachtstellung der russischen Sprache in der Sowjetschule in Frage zu stellen und die Einführung des obligatorischen Unterrichts der Minderheitssprachen zu propagieren. Unwillkürlich geben auch bekannte Wortführer des Regimes gelegentlich zu, welche Kraft nationalistischen Argumenten in der Sowjetunion immer noch innewohnt. Das Präsidiumsmitglied Muchitdinow versuchte in seiner Rede vor dem 21. Parteitag die antiparteiliche Gruppe dadurch zu diskreditieren, daß er sie einer russisch-chauvinistischen Haltung bezichtigte, und der ukrainische kommunistische Dichter Bazhan wollte „Doktor Schiwago“ in den Augen der Ukrainer verunglimpfen, indem er diesem Werke gleichfalls russische Voreingenommenheit nachsagte.

#### Die Politik gegenüber den beiden Europas

Von der Chruschtschowschen Außenpolitik läßt sich das gleiche sagen wie von der Chruschtschowschen Nationalitätenpolitik. Sie ist in viel größerem Maße Asien zugekehrt als die Außenpolitik des alternden Stalin. In seinen letzten Lebensjahren war für den Generalissimus Europa noch immer das Hauptschlachtfeld. Er verfolgte zwei Ziele: Die rücksichtslose und vollständige Gleichschaltung der Satellitenstaaten Mittel- und Südosteuropas und die Ausdehnung der kommunistischen Sphäre nach West- und Südeuropa. Die erste Aufgabe suchte er durch die Ausrottung nicht nur aller antikommunistischen Kräfte, sondern auch durch die Vernichtung des Nationalkommunismus zu erreichen, eine Operation, bei der er mit der Hilfe von Terrormaßnahmen genau solche äußeren Scheinerfolge erzielte, wie an der inneren Sowjetfront. Doch in einem seiner ursprünglichen Satellitenländer blieb ihm auch ein Scheinerfolg versagt: Jugoslawien. Auf dieses eine ungelöste Problem konzentrierte er mehr Kräfte und Energie als vom Standpunkt der kommunistischen Gesamtplanung ratsam gewesen wäre. Stalin hat zwar die jugoslawische Häresie nicht geschaffen, aber er hat sie durch die Wucht des gegen sie gerichteten Angriffs zur vollen Entfaltung gebracht und ihr Weltgeltung verschafft. Für Stalin war ein anderer als ein von Rußland gelenkter Kommunismus historisch, politisch und psychologisch unmöglich. Der Propagandakrieg gegen Jugoslawien, der sich auf die gewaltige Autorität der Sowjetunion, der sowjetischen Partei und Stalins selbst stützte, war dazu bestimmt, den Sturz des Titoregimes und damit das Ende des Nationalkommunismus im kommunistisch beherrschten Europa herbeizuführen. Stalin ist nicht nur in dieser Kampagne unterlegen, er hat durch sie nicht nur einen Prestigeverlust für sich und seine Partei erlitten, sondern er hat ihr auch die nach seinen Instruktionen aufgebaute neue internationale kommunistische Organisation, das Kominform, zum Opfer bringen müssen.

Als das Kominform im Jahre 1947 gegründet wurde, war es für größere Dinge bestimmt, als jenes antijugoslawische Propagandainstrument zu sein, zu dem es bereits wenige Monate nach seiner Gründung degradiert worden war. Die bloße Zusammensetzung des Kominform als eine Vereinigung von kommunistischen Parteien Rußlands, der Satellitenstaaten, Frankreichs und Italiens zeigt besser als alles andere die Europa-zentrische Konzeption Stalins. Das Kominform sollte seinen beiden Hauptzielen in Europa dienstbar sein: Wahrung und Konsolidierung des Besitzstandes in Osteuropa und Ausdehnung nach Westeuropa. Stalin war tief beeindruckt von den Wahlerfolgen und den imposanten Mitgliederzahlen der italienischen und französischen kommunistischen Parteien, und er betrachtete ihre Machtergreifung als in naher Zukunft liegende Ereignisse. An seiner optimistischen Einschätzung des französischen und italienischen Kommunismus hat er bis zu seinem Tode festgehalten. In seiner kurzen Rede, die er auf dem 19. Partei-

tag der KPdSU hielt, und die als sein Vermächtnis an die internationale kommunistische Bewegung angesehen werden kann, nannte er namentlich nur zwei ausländische Führer, den Franzosen Maurice Thorez und den Italiener Palmiro Togliatti.

Aber außer Frankreich und Italien war zumindest seit 1949 noch ein anderes europäisches Land im Blickfeld des Nachkriegsstalin: Deutschland. Falls die französische und italienische Revolution fehlschlagen sollte, glaubte Stalin genauso wie zehn Jahre vorher, die deutsche Karte ausspielen zu können. Er schuf die sogenannte „Deutsche Demokratische Republik“ und er erklärte ihren Hauptfunktionären in einer berühmten für die internationale Öffentlichkeit bestimmten Botschaft, daß die Völker Deutschlands und der Sowjetunion das größte Potential in Europa besitzen, um große Taten von Weltbedeutung vollbringen zu können. Dabei dachte Stalin kaum daran, die „Deutsche Demokratische Republik“ permanent auf die sowjetische Besatzungszone zu beschränken. Sie war nur eine Basis, von der aus der kommunistische Einfluß auf ganz Deutschland ausgedehnt werden sollte.

Stalin hatte noch einen dritten Plan, dessen Erfüllung jedoch nicht von ihm und seinen kommunistischen Parteien abhing. Dies war Stalins Hoffnung auf einen neuen Krieg zwischen den „imperialistischen“ Staaten. Er glaubte vor allem an eine Revolte Großbritanniens, Frankreichs, Deutschlands und Japans gegen den „amerikanischen Imperialismus“, und diese Revolte hätte seiner Meinung nach zum Kriege führen müssen, denn der Stalinschen Konzeption gemäß waren Kriege unvermeidlich.

Wenn man auf Stalins Europakonzeption nach einem zehnjährigen Abstand zurückblickt, läßt es sich nicht verhehlen, daß sie einen Zusammenbruch erlitten hat, und zwar sowohl was das kommunistische als auch das nicht-kommunistische Europa anbelangt. Im europäischen Satellitenreich erhoben die überlebenden nationalkommunistischen Kräfte ihr Haupt, sobald ihnen die Schwächung des Terrorregimes in der nachstalinischen Periode auch nur die kleinste Chance bot. Sie wurden zu einer ernststen Bedrohung für den inneren Zusammenhalt des Sowjetblocks. Auch die jugoslawische Häresie hat sich behauptet und stört die Kohäsion des Chruschtschowschen Osteuropa von 1959 nicht weniger als sie die Geschlossenheit des Stalinschen europäischen Staatenblocks zehn Jahre vorher in Frage stellte.

Was das andere, das freie Europa anbelangt, so hat sich weder Stalins Plan I: die Sowjetisierung Frankreichs und Italiens, noch sein Plan II: ein im kommunistischen Fahrwasser schwimmendes Gesamtdeutschland als realistisch erwiesen. Plan III: der Krieg zwischen Amerika und anderen „kapitalistischen“ Staaten war von Anfang an eine naive auf überholten historischen Analogien fußende Illusion. Der größte Schlag gegen die Stalinsche Konzeption war die rückläufige Entwicklung der kommunistischen Bewegung in Westeuropa. In Frankreich hat die kommunistische Partei die Stellung der stärksten parlamentarischen Gruppe eingebüßt, in Italien blieb es ihr versagt, jene große Einheitsfront der Linken zu gründen. Der Kommunismus der „Deutschen Demokratischen Republik“ wurde nicht nur kein Exportartikel für Westdeutschland, sondern er konnte sich nicht einmal in seinem eigenen begrenzten Bereiche durchsetzen. Diese „Republik“ wurde daher entgegen ihrer ursprünglichen Bestimmung tatsächlich immer ein Selbstzweck, statt ein kommunistisches Sprungbrett für die Eroberung Westdeutschlands zu sein.

Alle diese Gründe machen es begreiflich, daß Chruschtschow nicht an die kurzfristige Verwirklichung der Ziele glauben kann, die Stalin der sowjetischen Politik und der kommunistischen Bewegung in den beiden Europas gestellt hatte. Aus dieser Einsicht hat Chruschtschow mannigfaltige Konsequenzen gezogen. In der sowjetischen Einflußsphäre in Osteuropa will er die Stabilität der kommunistischen Herrschaft nicht mehr durch die Unterdrückung aller und selbst der kleinsten nationalen Regungen erreichen, wie es Stalin versuchte. Genau so in seiner Nationalitätenpolitik so respektiert Chruschtschow auch in seiner „Satellitenpolitik“ nationale Besonderheiten, wenn sie die Struktur des kommunistischen Herrschaftsgebäudes nicht berühren. Wenn Stalin sowohl die Russifizierung als auch die Sowjetisierung der Satellitenstaaten als ein erstrebenswertes Ziel betrachtete, so ist Chruschtschow bereit, sich mit der letzteren zu begnügen. Während Stalin die

inneren Blockgrenzen sozusagen gewaltsam und revolutionär beseitigen wollte, will sie Chruschtschow evolutionär zum allmählichen Absterben bringen.

Der kurzfristigen Konsolidierung des kommunistischen Systems durch Verhaftungen, Prozesse und Hinrichtungen und der schematischen Nachahmung des sowjetischen Vorbildes stellt Chruschtschow seine eigene langfristige Konsolidierungspolitik gegenüber, zu der auch taktisches Zurückweichen in schwierigen Situationen auf das Gewähren von Konzessionen auf politischem, ökonomischem und kulturellem Gebiet gehören. Die Satellitenstaaten sollen nicht allein durch das Machtwort des obersten Herrschers und die Furcht vor seiner bewaffneten Macht zusammengehalten werden. Chruschtschow bemüht sich, zwischen den Bestandteilen des Ostblocks eine echte Zusammenarbeit zu fördern, indem er z. T. die überstaatlichen Einrichtungen kopiert, die der Westen auf ökonomischem und militärischem Gebiet im Verteidigungskampf gegen den Kommunismus geschaffen hat. Die Warschauerorganisation nimmt sich die Nato zum Vorbild, und das Comecon, das — unter Stalin gegründet — erst unter Chruschtschow seine rechte Blüte findet, folgt in den Fußstapfen der Marshalplanorganisation.

Die gewaltlose, friedliche und schrittweise Entwicklung im Satellitenreich ist nur Chruschtschows Ideal. In der praktischen Politik läßt sich dieser Weg von seinem Standpunkt aus gesehen nicht immer beschreiten. Nationalkommunismus, Revisionismus und das Bestehen anderer ideologisch-politischer Gefahren läßt den Rückfall in Stalinsche Methoden mitunter ratsam erscheinen wie in Ungarn, und der Einsatz der Armee bleibt die ultima ratio der Chruschtschowschen Satellitenpolitik.

In der jugoslawischen Frage hat Chruschtschow im Vergleich zu Stalin einen gewissen Fortschritt erzielt. Er konnte die jugoslawische Rebellion nicht beseitigen, aber statt ihr wie Stalin durch fortgesetzte Angriffe Weltgeltung zu schaffen, hat er viel getan, sie zu isolieren und zu lokalisieren. Stalin machte aus Tito ein internationales Widerstandssymbol. Chruschtschow will ihn wieder in einen Balkanstaatsmann zurückverwandeln. Im Gegensatz zu Stalin trennt Chruschtschow das diplomatische Problem Jugoslawien vom politischen Problem der jugoslawischen kommunistischen Partei ab, und damit hat er die Bedeutung des jugoslawisch-sowjetischen Konfliktes reduziert und die Werbekraft der jugoslawischen Politik in der weiten Welt vermindert.

Was nun das Problem des nichtkommunistischen Europas betrifft, so ist Chruschtschow noch vom Stalinschen Erbe beschwert. Die Vorstöße, die er noch immer an gewissen europäischen Teilfronten unternimmt, sind die Wiederholung Stalinscher Schachzüge, wie seine Berlinoffensive und seine hartnäckigen Versuche, die finnische Situation im sowjetischen Sinne zu beeinflussen. Aber statt Europa zu erobern, in der Art wie es Stalin vorschwebte, begnügt sich Chruschtschow mit dem Gedanken seiner Ausflankung. Er sucht die moralische und politische Stärkung der sowjetischen Position in dem Schlagwort, daß „wir und die Chinesen“ achthundert Millionen Menschen repräsentieren, daß das gesamte sozialistische Lager „ein Drittel der Menschheit“ umfaßt und daß das „Friedenslager“, dem Rußland, die Satellitenstaaten und die neutralen Länder Asiens angehören, sogar eineinhalb Milliarden Menschen einschließt.

#### Stalin, Chruschtschow und Asien

In solchen Gedankengängen liegt wohl ein Trumpf des internationalen aber gleichzeitig auch ein ideologischer Rückzug des russischen Kommunismus Stalinscher Prägung. Chruschtschow rechnet mit China als einem gleichberechtigten und in gewisser Hinsicht Rußland sogar überlegenen Faktor. Darin besteht einer der wesentlichen Unterschiede zwischen seiner und Stalins Konzeption. Für Stalin war China nur der erste der Satellitenstaaten, der sich quantitativ aber nicht qualitativ von den anderen Volksdemokratien unterschied. In seiner Rede auf dem 19. Parteitag sprach Stalin von den kommunistischen Sturmbrigaden, die von China und Korea bis nach Ungarn und der Tschechoslowakei reichten. Diese summarische Behandlung war charakteristisch für

die untergeordnete Rolle, die er China zumaß. Moskau als das Weltzentrum des Kommunismus aufzugeben, wäre Stalin als undenkbar, absurd und frevlerisch erschienen. Tatsächlich hätte zu Stalins Lebzeiten niemand die Führerrolle Moskaus bestritten — auch Tito war bereit, sie in gewissen Grenzen zu respektieren. Stalin selbst war nach der Ausbootung seiner sowjetischen Widersacher die dominierende Persönlichkeit der gesamten kommunistischen Welt. Chruschtschow hat diese Position nicht geerbt.

Die kommunistische Partei der Sowjetunion ist vielfach immer noch die führende Partei der internationalen kommunistischen Bewegung, aber ihr Führer ist nicht die hervorragende Figur des internationalen Kommunismus. Die Ehre gebührt ohne jeden Zweifel Mao Tse-tung. Dieser Umstand macht die „führende Rolle“ der kommunistischen Partei der Sowjetunion außerordentlich hinfällig. Sie ist eine führende Rolle auf täglichen Widerruf, und sie kann nur dank der chinesischen Zustimmung existieren. Unter Stalin war sie axiomatisch. Wenn Stalin es sich leisten konnte, Mao Tse-tung im Winter 1949/50 wochenlang in Moskau auf die Erledigung ungelöster chinesisch/sowjetischer Probleme warten zu lassen, so muß Chruschtschow über sie in Peking verhandeln, wie er es 1954 und 1958 tat.

Die neuen nichtkommunistischen asiatischen Staaten, die einen so breiten Raum in Chruschtschows politischer Kalkulation einnehmen, lagen fast ganz außerhalb des Stalinschen Blickfeldes. Dies scheint verwunderlich, denn Stalin war doch der große Experte für National- und Kolonialfragen. Jedoch gerade deshalb war er nicht fähig, den welt-historischen Veränderungen in Südostasien die richtige Bedeutung abzugewinnen. Stalin war der Gefangene der Theorien und Richtlinien, die er selbst über die Strategie der Kolonialrevolution ausgearbeitet hatte. Er hatte gehofft, daß der Befreiungskampf der Kolonialvölker und in erster Linie Indiens auf gewaltsamem Wege vor sich gehen würde, unter Führung des Proletariats und seiner Avantgarde: der Kommunisten. Stalin war enttäuscht, daß sich die Völker Indiens, Pakistans, Ceylons, Birmas und Indonesiens nicht an seine Anweisungen hielten und ihre Befreiung nach eigenem Gutdünken, z. T. sogar im guten Einvernehmen mit der früheren Kolonialmacht in die Wirklichkeit umsetzten. Er weigerte sich darum, sie als wirkliche unabhängige Staaten anzuerkennen. Darum hatten auch Stalins Presse und Stalins Staatswissenschaftler nicht viel Gutes über die neuen asiatischen Republiken zu sagen. Sie wurden als halbe Kolonien verunglimpft, und ihre Führer wurden vielfach als Handlanger des Westens und Verräter der nationalen Revolution betrachtet. Chruschtschow hat diese Stalinsche Politik gegenüber den asiatischen Staaten total revidiert, und er hat dieser Revision vielleicht mehr Zeit gewidmet als irgendeinem anderen Teilaspekt der sowjetischen Weltpolitik. Die längste seiner vielen Auslandsreisen galt Indien und Birma. Diese Revision der sowjetischen Asienpolitik durch Chruschtschow hat sich günstig auf das Wachstum des asiatischen Kommunismus ausgewirkt. Er hat sogar eine radikale Änderung des Stärkeverhältnisses im internationalen kommunistischen Lager herbeigeführt. Die indonesische kommunistische Partei ist nahe daran, die italienische an Mitgliederzahl zu erreichen, und die indische mag bald die französische überflügeln.

Die Differenz zwischen der Stalinschen und Chruschtschowschen Haltung gegenüber den neuen asiatischen Staaten liegt nur zum Teil in der verschiedenen Einschätzung ihres Wesens und ihrer internationalen Rolle. Zum Teil besteht der Unterschied nur in der Diskrepanz im taktischen Verhalten der beiden sowjetischen Staatsmänner. Der wortkarge Stalin hielt sich an den Grundsatz „Aussprechen was ist“, wenn auch das „Aussprechen“ meist nur seine Vertrauensleute besorgten, und der redselige, aber mehr diplomatische Chruschtschow zieht es oft vor zu verschweigen, was ist. Sowohl Stalin als auch Chruschtschow betrachtet Nehru als den „Kerenski der indischen Revolution“. Aber Chruschtschow hindert diese Einschätzung nicht, den indischen Staatsmann mit Schmeicheleien zu umgarnen. Selbst der Kommunistenfeind Nas-

ser wird von Chruschtschow nicht in Stalinscher Weise einem Frontalangriff ausgesetzt, sondern in vorsichtiger und höflicher Weise gewarnt und gelegentlich auch zur Zielscheibe wohlwollend herablassender Bemerkungen gemacht.

#### Die Identität des Endziels

Bei allem Unterschied zwischen den Einzelheiten des Chruschtschowschen und Stalinschen Weltbildes wäre es unrichtig, ihre gemeinsamen Züge zu übersehen. Chruschtschow klammert sich noch immer an gewisse Überreste der Konzeption, die sein Vorgänger in seinem letzten theoretischen Werk „Die Ökonomischen Probleme des Sozialismus in der Sowjetunion“ dargelegt hat, nämlich was wir bereits als Stalins Plan III bezeichnet haben: Die Entzweiung der der Sowjetunion gegenüberstehenden freien westlichen Welt. Im Unterschied zu Stalin sieht Chruschtschow diese Erziehung nur diplomatisch nicht aber militärisch, denn die These von der Unvermeidbarkeit der Kriege ist von Chruschtschow inzwischen aufgegeben worden.

Unverrückbar fest steht auch das kommunistische Endziel, die Unterwerfung des Erdballs unter kommunistische Herrschaft. Die Diskrepanz zwischen Stalin und Chruschtschow betrifft nur die Art der Durchführung nicht aber das Prinzip dieser Unterwerfung. Soll sie von einem Zentrum aus dirigiert werden, wie es Stalin vorschobte, oder kann es einen polyzentrischen Weltkommunismus geben, wie Chruschtschow ihn zu akzeptieren scheint? Werden die hochentwickelten europäischen Länder als erste die kommunistische Front verstärken, wie Stalin es erhoffte, oder die afro-asiatischen Länder, wie es Chruschtschow erwartet?

Dieses Dilemma ist das des Zyklopen Polyphemos, der nicht sicher war, in welcher Reihenfolge er seine Opfer verschlingen wollte.

☆

Von den Ambitionen Stalins und Chruschtschows zu sprechen, heißt natürlich nicht anzunehmen, daß der kommunistische Welteroberungsplan Aussicht auf Erfüllung hat. Die kommunistische Welteroberung setzt zumindest dreierlei voraus: die Unterlegenheit der freien Welt, ein reibungsloses Verhältnis zwischen Rußland und den anderen kommunistischen Staaten und die Sicherheit einer glatten Entwicklung innerhalb des Sowjetstaates selbst. Auch Chruschtschow kann diese Voraussetzungen nicht einfach als gegeben betrachten. Von allem anderen abgesehen steht er heute, genauso wie Stalin in den vierziger Jahren, einem Problem gegenüber, das alle Kalkulationen über den Haufen stoßen kann: Das Problem seiner eigenen Nachfolge. Stalin hat wohl kaum erwartet, daß viele Formen, die er um den Preis riesiger Opfer geschaffen hat, in so kurzer Zeit zerbrechen würden, und daß die Männer, die er mit Amt und Würden betraute und die ihm als eine geschlossene und geeinte Phalanx erschienen, bald in einem bitteren Kampf gegeneinander verwickelt sein würden. Der gegenwärtige monolithische Charakter des Chruschtschowschen Regimes mag daher auch nur auf Täuschung basiert sein. Die Formen und Kreaturen, die Chruschtschow ihre Existenz verdanken, würden wahrscheinlich ihren Schöpfer noch weniger überdauern als jene, die Stalin ins Leben rief.

#### Anmerkung:

Walter Kolarz lebt in England und ist Verfasser mehrerer Bücher über die Sowjetunion und Osteuropa. In deutscher Sprache sind erschienen „Die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion“ und „Rußland und seine asiatischen Völker.“ Er ist einer der Autoren des „Handbuch des Weltkommunismus“.



FEDOR STEPUN:

# Die Funktion der Kunst in der Sowjetunion

Der hier wiedergegebene Vortrag wurde im Rahmen der Sendereihe „Rußland — gestern und heute“ am 15. Oktober 1958 im Nachtprogramm des Senders Freies Berlin gesendet.

Um das Phänomen Sowjetrußlands richtig zu begreifen, darf man seine Analyse nicht mit der Geburt der bolschewistischen Partei im Jahre 1902 und erst recht nicht mit der Machtergreifung Lenins beginnen. Sicher ist der Bolschewismus kein direktes und unbedingt notwendiges Resultat der russischen Geschichte, wie man das öfters von westeuropäischen Publizisten hört. Sicher ist er aber auch nicht an Rußland von außen Herangetragen, wie es die reaktionäre Emigration meint. Niemand, der mit der russischen Geschichte vertraut ist, wird zweifeln können, daß er tiefe historische Wurzeln hat.

Eine vertiefte Besinnung auf das Verhältnis Rußlands zu Europa und im Zusammenhang damit auf die Eigenart der russischen Kultur begann in Rußland in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es war die Rettung des nationalen Seins vor den Machtansprüchen Napoleons, die im Bewußtsein des gebildeten Russentums die Frage nach dem eigentlichen Sinn dieses Seins erweckte.

Die Beantwortung dieser Frage teilte die russische gebildete Schicht in zwei sich gegenseitig bekämpfende Lager: In das Lager der Slawophilen, die man nicht mit den Panslawisten verwechseln sollte, denn sie waren keinesfalls rassengläubige Imperialisten, sondern christliche Romantiker, und in das Lager der Westler, welche in der Aufklärung und in der großen französischen Revolution die Zukunft Europas sahen.

Obwohl die Slawophilen das westliche Christentum wegen seiner römisch rationalistischen Komponente scharf kritisierten, waren sie mit ihm in der Ablehnung des aufklärerischen Rationalismus und der französischen Revolution durchaus einverstanden. Die Formel ihrer Kritik lautet: Das moderne Europa kranke am Atomismus des Lebens und Rationalismus des Denkens. Ihr positives Ideal war eine religiös zentrierte Persönlichkeit und eine wertautonomisch nicht aufgeteilte, sondern eine theonomisch in sich geeinigte Kultur.

Im Gegensatz zu den Slawophilen waren die Westler enthusiastische Verehrer des Aufklärungsgeistes und der Revolution. Die religiös unterbaute russische Monarchie erschien ihnen als die größte Gefahr für Wahrheit und Größe der Kultur. Aus diesem Geist ergab sich die an Radikalismus immer zunehmende Entwicklung des Westlertums zur revolutionären Kampfgemeinschaft, welche sich vor der Aufgabe sah, die klerikale Monarchie zu stürzen und Rußland so bald wie möglich in die Bahnen der sozialistischen Entwicklung zu zwingen. Dank dieser dem freiheitsgläubigen Liberalismus feindlichen Einstellung der revolutionären Kreise Rußlands ergab sich auch im Lager der Westler das

Ideal eines ganzheitlichen totalitären Bewußtseins. Das Studium der russischen revolutionären Bewegung bringt einwandfrei den Beweis, daß die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts sich um nichts so leidenschaftlich bemüht hatte als um die Bildung „einer ganzheitlichen Weltanschauung“. Schon der erste russische Emigrant, Alexander Herzen (1812—1870), schrieb, den Marxismus in seiner Wirtschaftsgläubigkeit kritisierend: *„Die Verdauungsfragen bedeuten nur eine wenn auch sehr wichtige Seite der ganzheitlichen Weltanschauung, die ihren Einfluß nicht nur auf alle Einzelheiten des öffentlichen Lebens, sondern auch auf das Familienleben und auch alle privaten Beziehungen zwischen den Menschen erstrecken sollte“*. Ganz dieselbe Forderung finden wir bei dem einflußreichsten Revolutionär Tschernischewskij (1821—1889). Die ganzheitliche Weltanschauung muß auch seiner Meinung nach das gesamte öffentliche wie auch private Leben umgreifen, *„selbst vor dem intimen Familienleben kein Halt machen“*. Daß jede ganzheitliche Weltanschauung wenn auch nicht ihrem Inhalt, so doch ihrer Struktur nach einen religiösen Zug in sich schließt, war vielen Revolutionären klar, daher auch die ironische Forderung, die materialistische Glaubenslosigkeit zu einer Art Religion zu erheben. Lenin steht ganz ausgesprochen auf dieser Linie. Ein in den Dingen der sozialistischen Parteien äußerst bewandeter Revolutionshistoriker Valentinow berichtet in seinem Buch *„Begegnungen mit Lenin“*, daß dieser schon in seiner Jugend sich im Besitz der absoluten Wahrheit fühlte und die Schaffung einer wissenschaftlich fundierten, marxistischen, ganzheitlichen Weltanschauung für seine wesentlichste Aufgabe hielt.

Wie bekannt, hat Hegel alle philosophischen Systeme als Spiegelungen bestimmter nationaler und epochaler Situationen verstanden. Die eben geschilderten, geschichtsphilosophischen Anschauungen der russischen Denker und Politiker geben Hegel durchaus recht: Sie sind in der Tat getreue Spiegelungen der Grundtendenzen und Grundleistungen der russischen Kultur des 19. Jahrhunderts, deren charakteristisches Merkmal die Verwurzelung im ganzheitlichen Bewußtsein und damit auch schon die Ablehnung der eigenständigen und eigengesetzlichen, d. h. wertautonomen Kulturgebilde ist.

Auf die Kunst angewandt bedeutet dieses die Bekämpfung der für Europa so bedeutend gewordenen Lehre Victor Cosins von der *l'art pour l'art*. In der Tat hat die russische Kunst niemals im Sinne der Schillerschen Theorie gespielt, wie sie auch nie mit Kant einer Zweckmäßigkeit ohne Zweck gedient hat. Sie hat immer im Schweiß ihres Angesichtes gearbeitet und ihre Hauptaufgabe in der besseren Gestaltung des Lebens

gesucht. Die großen russischen Schriftsteller Dostojewskij, Gogol und Tolstoi sind die beredtesten Zeugen dafür.

In seiner Erzählung „Die Wirtin“ läßt Dostojewskij seinen geistigen Zwillingbruder bekennen, daß sein eigentliches Interesse der Religion gehört. Tolstoi sagt sich von seiner großen Kunst los, weil er es für ungerecht hält, sich vom Volke ernähren und bekleiden, beheizen und beleuchten zu lassen, ihm aber als Gegengabe nur Romane anzubieten, mit denen es nichts anfangen kann. Unfähig, die von ihm verfrachtete Welt durch die Vision eines positiven Antlitzes zu überstrahlen, verbrennt Gogol den zweiten Band seiner „Toten Seelen“ und sieht die Erfüllung seines Schaffens in seinen christlich-erbaulichen Briefen.

Neben der christlichen Thematik klingt in dem russischen Schrifttum seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nicht minder stark das Thema der politischen Freiheit. Es wird erstmalig von dem zum Tode verurteilten Radisschew in seiner „Reise von Petersburg nach Moskau“ angeschlagen. Es beherrscht die „Aufzeichnungen des Jägers“ von Turgeniew, wie auch seine großen Romane „Väter und Söhne“, „Am Vorabend“ und „Neuland“. Eine ätzende Schärfe erhält es in den Schöpfungen des Satyrikers Saltykow.

#### Wesentliches Kampfmittel gegen die Reaktion

Weil die Kunst sich so früh und eifrig für die Verteidigung der politischen Freiheit eingesetzt hat, wurde sie von den Politikern als wesentliches Kampfmittel gegen die Reaktion benutzt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gaben die links eingestellten Parteien sorgfältig ausgearbeitete Lese-Programme heraus, welche bestimmte Bücher empfahlen und vor den anderen, deren Lektüre nur Zeitvergeudung sei, warnten. Typischerweise gehörten zu den Letzteren die Schriften von Pisemski, Leskow und vor allen Dingen Dostojewskij. Wir sehen, daß eine bestimmte Kulturplanung der russischen Revolution auch vor dem Bolschewismus eigen war. So sieht das literarische Erbe aus, welches das 20. Jahrhundert angetreten hat.

Als zentrale Gestalt der Jahrhundertwende ist Maxim Gorki zu nennen. Sein in Rußland emporgeschnellter Ruhm griff bald nach Europa über. Als Maßstab dieses Ruhmes kann die Tatsache hervorgehoben werden, daß in Berlin im Verlauf von zwei Jahren jeden vierten Tag „Das Nachtsyl“ aufgeführt wurde. Als Mitglied der bolschewistischen Partei und der kommunistischen Akademie auf Capri galt Gorki seinen Zeitgenossen als Prophet und Sänger der proletarischen Revolution. Um ihn herum gruppierte sich eine Anzahl von ideologisch gleichgesinnten Schriftstellern. Die wesentlichsten Autoren des Gorki-Kreises waren: Kuprin, der in seinen drei Romanen „Das Duell“, „Der Moloch“ und „Die Gruft“ die zaristische Armee, den kapitalistischen Betrieb und die öffentliche Unmoral der bürgerlichen Welt kritisierte, Schmeljow, der sich mit dem sozialen Roman „Der Kellner“ rasch einen Namen gemacht hatte, und Leonid Andrejew, welcher in der Erzählung „Das rote Lachen“ den Krieg und im „Vater Fiweski“ Gott und Kirche angriff.

Erst nach dem Japanischen Krieg und der Revolution von 1905 lehnte sich die russische Literatur wie auch die bildende Kunst gegen die reichlich provinzielle Gesinnungsbelletristik des Gorki-Kreises auf. Auf einmal weiteten sich die Horizonte. Nietzsche, Ibsen, Strindberg und die französischen Symbolisten wurden beinahe über Nacht zur täglichen Lektüre der geistig interessierten russischen Gesellschaft. Es begann eine vom Mäzenatenkapital finanzierte fieberhafte Übersetzungstätigkeit. Das wesentlichste Resultat dieser russischen Renaissance, wie man die Bewegung später getauft hat, war das Entstehen einer Reihe von Dichterschulen, von denen die Schule der Symbolisten als die bedeutendste hervorzuheben ist. Diese Bewegung blieb nicht im Raum der Kunst befangen, sondern verbreitete sich auch über die Weiten des philosophischen Denkens und sogar des täglichen Lebens. Die bedeutendsten Namen der Symbolisten sind Wjatscheslaw Iwanow, Alexander Blok, Andrej Belij, Valery Brussow.

#### Die futuristische Bewegung

Scharf und aggressiv erhob sich gegen diese beiden Bewegungen eine dritte: Der russische Futurismus (dieses Wort hier nur als Sammelbegriff einer Reihe von verwandten, aber keinesfalls identischen geistigen Strömungen gebraucht). Aus den Reihen der Futuristen sind später einige unbedingt bedeutende Dichter hervorgegangen. So z. B. der militant-proletarische wortmächtige Majakowskij und der Bauernlyriker Sergej Jessin, ein seiner Natur nach vehementes, liedhaftes Talent. Beide Dichter, wie auch die hochbegabte Zwetajewa, die freiwillig nach der Sowjetunion zurückgekehrt ist, haben sich das Leben genommen. Wahre Lyrik, ganz gleich welcher Richtung, und das Sowjetregime scheinen unvereinbar zu sein.

Vor der bolschewistischen Revolution war die futuristische Bewegung noch im Werden und darum in ihren Äußerungen und in ihrem Benehmen besonders radikal. Den Himmel degradierten die Futuristen zum Kuheuter, die Sterne zum Ausschlag. Sie verneinten alle kanonisierte Schönheit, einige von ihnen sogar jedes sinnerfüllte Wort, weil sinnerfüllte Worte die Variabilität der Lautklänge beschränkten. Eine Zeitlang deklamierte man von allen Estraden ein knappes, sinnloses, aber wohlklingendes Gedicht: Belamatokioij. Vieles von diesem Gebahren war als revolutionäre Gestik gedacht, ebenso wie die rot-gelben, knielangen Jacken und schwarzen Zylinder, in denen die Futuristen die verschiedenen literarischen Versammlungen besuchten. In allen Diskussionen bewiesen sie eine bemerkenswerte Fähigkeit, leidenschaftlichen Protest zu erzeugen und sich ihm stur zu widersetzen.

Es versteht sich von selbst, daß die futuristische Bewegung von den links eingestellten, besonders von marxistischen Kritikern als eine Fäulniserscheinung der versinkenden bürgerlichen Gesellschaft verstanden wurde. Und nun kam Lenin an die Macht.

Selbstverständlich erwarteten alle, daß Maxim Gorki und seine Freunde als politische Führer im Reich der Kunst eingesetzt werden würden. Es kam ganz anders. Die Gestaltung der revolutionären Kultur fiel nicht Gorki zu, sondern dem zielbewußten und gewalttätigen Majakowskij, der als Dichter und Maler die beiden Kunstfronten zu revolutionieren hatte. Mutig und konsequent verlangte er von der Sowjetregierung nicht nur die Bourgeoisie, sondern auch ihre Kunstwerke, die Bilder der Raffaels, Michelangelos, Rembrandts und Konsorten an die Wand zu stellen, d. h. aus den Museen herauszuwerfen: Das Proletariat braucht keine realistischen Widerkauer. Um die Kunst ins Volk zu tragen, bemächtigten sich die Futuristen der Straße. Auf den Märkten und Boulevards spannten sie rote Plakate, auf denen buntbemalte, weitergestreute Buchstaben chaotisch tanzten und dadurch die Passanten aufforderten, sie zu tönenden sozialistischen Losungen zu gruppieren. Selbst die Personen- und Güterzüge liefen, bunt ornamentiert und mit schreienden politischen Losungen versehen, weit in die Provinz hinaus, damit jede kleine Stadt, ja, nach Möglichkeit jedes Dorf, durch den vorbeidampfenden Zug etwas von dem Geist der Revolution erführen.

Irgendwelche Sympathien für moderne Kunst oder gar irgend ein Verständnis für ihr eigentliches Anliegen hatten die Politiker der Partei nicht. Ihre zukünftige kulturelle Planwirtschaft wie auch ihre eigenen Äußerungen von früher beweisen das mit aller Deutlichkeit. Lenins konservativer Geschmack ist durch das Tagebuch seiner Frau vollauf bestätigt. Die Futuristen erhielten die Macht keinesfalls darum, weil die Partei gegen die alte Kunst war, sondern nur darum, weil sie auf allen Gebieten des Lebens die Vernichtung des Alten wollten, selbst des geliebten Alten. Dieser Vernichtungsrausch der russischen Revolution hängt weniger mit der rationalistischen Soziologie Karl Marx's zusammen als mit der Revolutionsmystik Michel Bakunins. Sein berühmter Satz: „Auch die Lust an der Zerstörung ist eine wahrhaft schöpferische Lust“ war vielen Parteikommunisten eine emotionale Selbstverständlichkeit.

Nachdem die Futuristen die ihnen zugefallene Aufgabe mit Schwung und Erfolg gelöst hatten, wurden sie von der Regierung zurückgerufen. Die Naturalisten wurden ihnen gleichgestellt. Nun bekamen auch sie, was in der Zeit, als der Hunger herrschte, sehr wichtig war, Deputate, d. h. geringe Zuwendungen von Nahrungsmitteln und Tabak, worauf sie bis dahin verzichten mußten.

Die Kunst der Bourgeoisie war zerstört, die Künstler desorientiert, nun mußte die originäre proletarische Kunst aufgebaut werden. Zu diesem Zweck rief man Institute für proletarische Kultur, die sogenannten Proletkulte, ins Leben. Die bedeutendsten Dichter aller Richtungen wurden zu Lehrern berufen. Der Auftrag für sie lautete: Die proletarische Jugend in alle Feinheiten der Dichttechnik einzuführen. Dieser Auftrag, der gegen das oberste Gesetz jeder Kunst, die Einheit von Form und Inhalt verstieß, erwies sich alsbald als völlig undurchführbar. Die Partei merkte sofort, daß die von ihr angestellten Lehrer, unter denen namhafte Dichter des Symbolismus sich befanden, die proletarische Jugend nicht nur rein formal beeinflussten, sondern auch als Menschen und Dichter. Das konnte natürlich nicht geduldet werden. Die Lehrer wurden entlassen und die Schüler in den Bürgerkrieg geschickt, um ihre proletarischen Empfindungen und Ideen zu vertiefen. Die Zurückgekehrten gruppierten sich um eine klassenbewußte Zeitschrift „Die Schmiede“, konnten aber keine „reine“ Linie finden. Daraus ergab sich für die Partei die Notwendigkeit einer strafferen Überwachung der Kunst. So entstand das ideologisch-radikale Blatt „Auf dem Posten“. Nun wurde von den Dichtern nicht nur verlangt, das der Partei Schädliche zu verschweigen, sondern überzeugende Worte für das zu finden, was der Partei gerade in diesem Augenblick zugute kommt. Den eigentlichen Sinn dieser Forderung hat später Stalin mit seiner Definition der Künstler als der Ingenieure der Seele erläutert. Die Künstler hätten nicht nur das bereits gebaute Leben zu schildern, sondern es selber zu bauen. Genau gesehen war das eigentlich eine völlige Umkehrung der marxistischen These von der Wirtschaft als der Kulturbasis und der geistigen Kultur als einem Überbau.

#### 1922-1932 — die freiesten Jahre

Nun mußten die Schöpfer der geistigen Kultur die Basis für den wirtschaftlich-politischen Aufbau errichten. Diese neue Aufgabe hätte sich verheerend ausgewirkt, wenn nicht zwei Jahre zuvor in der Wirtschaft die sogenannte „Neue ökonomische Politik“ eingeführt worden wäre. Der Geist der Liberalisierung, dem diese Politik entgegenkam, brachte es mit sich, daß auch in dem Verlagswesen eine bestimmte Lockerung eintrat. Das Monopol der Staatsverlage wurde aufgehoben. Es wurden einige Privatverlage zugelassen, die das Recht erhielten, ohne Vorzensur Bücher zu drucken, freilich mit dem Risiko, daß sie sofort eingezogen würden, falls sie Staatsfeindliches brächten. Diesem Umstand verdankt Sowjetrußland das Entstehen der Literatur der sogenannten „Weggenossen“, die in bezug auf die eigentlichen Kunstleistungen wie auch im Hinblick auf die ästhetischen Theorien keinesfalls einheitlich und gleichwertig war. Ihre bedeutendsten Vertreter waren die Serapions-Brüder (diese Bezeichnung kommt vom Einsiedler Serapion aus den Erzählungen von E. T. A. Hoffmann). Diese Serapions-Brüder verteidigten die völlige Selbständigkeit der Kunst und die Freiheit des Schriftstellers. Sie verneinten offen und mutig jede Beziehung der Kunst zur Ideologie. Sie waren ausgesprochene Anhänger des Formalismus. Sie verlangten von der Kunst nichts, als daß der Ton nicht falsch klänge und daß jedes Wort glaubwürdig sei, unabhängig davon, was es aussagt. Sie waren vielleicht die ersten bewußten und prinzipiellen Vertreter des *l'art pour l'art*. Auch liebten sie in Abwehr der russischen Gesinnungskunst die ausländischen Schriftsteller. Ihrer Meinung nach war ihr Patron E. T. A. Hoffmann ein ebenso bedeutender Schriftsteller wie Tolstoi. Stevenson mit seinen Meeresromanen war ihnen ebenfalls nicht weniger lieb und bedeutend als Dostojewskij. Die ersten Namen dieser Richtung sind: Fedin, Swjeswolod, Iwanow, Tichonow, Schklowskij.

Eine andere Art von Weggenossen vertraten Leonid Leonow und einige ihm gleichgesinnte Geister. Sie bejahten die Revolution aber nur

in demselben Sinne, wie dies die großen Symbolisten Bjelij und Blok getan haben, nicht als ein politisches oder wirtschaftliches, sondern als ein religiöses Ereignis, das sie vor allen Dingen in den Seelen der einzelnen Menschen zu begreifen und zu schildern suchten. — Diese Haltung genügte den liberal eingestellten Parteikritikern natürlich nicht. Man tadelte an Leonows Werken, daß er immer nur das Leiden und Werden des neuen russischen Menschen schildert, nicht aber das Glück, welches die Revolution den kommenden Generationen verspricht. Ganz unannehmbar erschien selbst den nachsichtigsten Kritikern das Erscheinen von Teufeln in den Erzählungen Leonows, und zwar nicht in Form einer Metapher, sondern als ein wirkliches Hirngespinnst, was einen sehr schlechten, reaktionären Eindruck macht. In der Tat spielt der leibhaftige Teufel bei dem jungen Leonow keine unwesentliche Rolle, was uns wiederum an Bakunin erinnert, der ja den biblischen Satan zu einem Modell des wahren Revolutionärs erklärt hat, weil er als erster den Kampf gegen Gott erklärt, der den Menschen zu seinem Sklaven erniedrigen wollte.

Die zehn Jahre von der Erlaubnis der Privatverlage an bis zum ersten Schriftstellerkongreß im April 1932 waren die freiesten und darum auch die produktivsten im Schaffen der russischen Prosaiker und Dichter. Selbverständlich hat die Partei auch in dieser Zeit ihre Grundüberzeugung: die Literatur sei im Dienste der Politik von Staats wegen einzusetzen, keinen Augenblick außer Acht zu lassen. Aber sie lebte noch der Hoffnung, dieses auch ohne Anwendung direkter Gewaltmaßnahmen zu erreichen. Die offizielle Losung lautete damals: „Keinen Augenblick das Prinzip des Kommunismus aufgeben, aber die Schriftsteller — vor allem die Weggenossen — so zu behandeln, daß ihnen der Übergang zum Kommunismus als möglich erscheine“. Diese abwartende Taktik machte den Schriftstellern den Versuch möglich, ihrem Schaffen eine staatsferne und in Einzelfällen sogar staatsfeindliche Note zu geben.

Um die Frage nach der Funktion der Kunst in der Sowjetunion, die ich zu klären habe, richtig zu beantworten, muß man immer an die Zweigleisigkeit dieser Funktion denken: Für Staat und Politik bestand das Wesen dieser Funktion in der Verwandlung der schöpferischen Persönlichkeit entweder in einen kommunistischen Baumeister oder einem politischen Baustein des Zukunftsstaates. In Fällen, wo dies gelang, entstand selbstverständlich niemals Kunst, wohl aber eine zielbewußt ausgerichtete und manchmal sogar klug und geschickt gearbeitete Agitationsmakulatur.

In Gegensatz dazu sahen verantwortungsvolle Menschen unter den Sowjetschriftstellern die Funktion der Kunst in der Verteidigung des Menschen gegen Partei- und Staatsideologie. Im Kampf der von Staats wegen unterdrückten aber nach Freiheit dürstenden Literatur gegen die staatsbefohlenen Agitationsmakulatur besteht die Tragödie des russischen Schrifttums, deren blutige Spuren sich durch die bedeutendsten Werke russischer Schriftsteller sichtbar ziehen. Denn die Dinge liegen nicht so, daß einerseits Makulatur und andererseits Kunst produziert wird, sondern so, daß jeder nicht absolut linientreue Künstler gegen sein Gewissen eine kommunistische Tarnung in sein Werk aufnehmen muß, um sein persönliches künstlerisches Anliegen seinen Lesern zu vermitteln.

Das Lesen der Sowjetliteratur bedarf darum besonders aufmerksamer Augen, wenn es zu einer gerechten Bewertung kommen soll.

#### Jähes Ende der Vielgestaltigkeit

Der erste Schriftstellerkongreß im Jahre 1932 setzte der Vielgestaltigkeit des sowjetischen Schaffens ein jähes Ende. Die natürlich nur sehr bescheidene Freiheit der Meinungsäußerungen wurde brüsk verboten und durch die von Staats wegen richtig nur empfohlene, sondern streng befohlene Theorie des sozialistischen Realismus ersetzt. Organisatorisch bedeutete dies die Auflösung aller Schriftstellerorganisationen und die

Gründung eines allumfassenden Verbandes sowjetischer Schriftsteller im Rahmen der kommunistischen Partei. Begründet wurde diese Maßnahme durch eine inzwischen entstandene neue sozialpolitische und wirtschaftliche Situation, durch die fortgeschrittene Angleichung der Menschen in der Sowjetunion, durch das Hinschwinden der Klassegegensätze und schließlich durch die notwendig gewordene Konzentration aller Kräfte auf den Fünf-Jahres-Plan, der nunmehr anzulaufen hätte.

Die Konzeption des sozialistischen Realismus vertrat auf dem Kongreß als Sprecher der Regierung der zukünftige Gauleiter von Leningrad Chdanow. Er begann seine Rede mit einem Angriff gegen die Literatur des Westens als einer ideenlosen Belletristik für Diebe, Detektive, Dirnen und Gauner und stellte ihr die bewußt tendenziöse, weil von Ideen erfüllte Literatur Sowjetrußlands gegenüber, die, von Ingenieuren der Seele planmäßig geleitet, das erhoffte Gebilde der klassenlosen Gesellschaft opfermutig aufbaut.

Der wesentlichste, oft selbst von russischen Theoretikern und Kritikern übersehene Zug des sozialistischen Realismus besteht darin, daß er im Unterschied zum Naturalismus alter Schule die Schilderung des Menschen, so wie er leibt und lebt, als bürgerlich verwirft und an den Sowjetschriftsteller die Forderung stellt, seine Darstellung von Menschen und Ereignissen bewußt auf die Zukunft zu beziehen, das heißt, die Menschen und ihre Arbeit in jener Vollendung zu zeichnen, die sie erst im Stadium des verwirklichten Sozialismus erreichen werden. In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant zu sehen, daß Chdanow wohl die utopische Romantik, nicht aber auch die revolutionäre verneint.

#### Schürung des nationalen Bewußtseins

Jede Gestaltung der Zukunft kann immer nur von der Position der Gegenwart unternommen werden. Ihre neuen politischen Aufgaben erwachsen der russischen Literatur aus der Angst der Sowjets, daß Hitler die kommunistische Welt angreifen würde. Nun galt es, das russische nationale Bewußtsein zu schüren und den Haß gegen jeden Angreifer zu entflammen. Einiges war für diese Politik schon vorbereitet. Man darf nicht übersehen, daß ein gewisses Abrücken vom Leninschen Internationalismus bereits in der Stalinschen These lag, man könnte die neue Welt auch ohne die Mitarbeit der proletarischen Massen anderer Länder aufbauen. Dieses läßt sich auch im Rahmen eines einzigen Landes verwirklichen. Wenn ihr, so könnte man Stalins imaginäre Ansprache an die sozialistischen Parteien des Westens formulieren, nicht den Mut aufbringt, im Geiste der internationalen Solidarität der bürgerlichen Welt den Kommunismus aufzuzwingen, so wird Sowjetrußland diese große Tat aus eigener Kraft und aus eigenem Glauben vollbringen. Was die internationale Arbeitergemeinschaft tun sollte, wird nun von der roten Armee getan werden.

Angesichts der nahenden Gefahr des Hitlerschen Kreuzzugs gegen das rote Moskau, der Stalin durch das Bündnis mit dem deutschen Führer vergebens zu entgehen versuchte, kam es in Sowjetrußland zu einer einschneidenden Wandlung in der gesamten Kulturpolitik. Im Januar 1934 begann eine leidenschaftliche Attacke auf den inzwischen verstorbenen Vertreter der marxistischen Geschichtsschreibung Pokrowskij. Ihm wurde vorgeworfen, seine Geschichte sei nichts anderes als eine in die Vergangenheit projizierte Tagespolitik. Die von ihm herausgegebenen Schulbücher der Geschichte wurden durch neue ersetzt, in welchen die historischen Leistungen der Armee und der Kirche für die Verteidigung des Vaterlandes hervorgehoben wurden. Auf dem Theater erschienen patriotische Werke. In der Oper von Glinka „Das Leben für den Zaren“ wurde wieder die nationale Hymne gesungen; in dem großen historischen, prunkvoll aufgezogenen Film „Alexander Newskij“ spielten die im Jahre 1240 vom russischen Fürsten besieigten Schweden ganz deutlich die Rolle der Hitlerschergen, die man erwartete.

Nun kam Hitlers Angriff gegen Rußland und mit ihm der laute Ruf der Partei: Alle Schriftsteller sofort an die Front. An die Schriftsteller und Dichter erging die gut formulierte Forderung: „Keine militärische,

sondern eine militante Literatur, kein Beschreiben von Kriegsoperationen, sondern ein Kampf mit der Feder gegen den Feind“. Die Schriftsteller folgten dem Ruf. Der lange Jahre hindurch niedergehaltene Patriotismus war glücklich, aus der Tiefe der Brust aufatmen zu dürfen. Frei und leicht war es aber den meisten Schriftstellern doch nicht zuzumute. Denn für die meisten war das Glück, ihr Vaterland verteidigen zu dürfen, durch die Notwendigkeit getrübt, es unter Stalin tun zu müssen. Diese Gebrochenheit des Patriotismus merkt man vielen Romanen als ihre künstlerische Unvollkommenheit an.

Mit dem Patriotismus erfuhr auch die Kirche ihre Anerkennung und Rechtfertigung. Es ging nicht anders, weil für das Bewußtsein der russischen bäuerlichen Massen Mütterchen Rußland von der Mutterkirche nicht zu trennen war. So öffnete die Literatur ihre Seiten den auf ihre Söhne und Männer wartenden und betenden Müttern und Frauen, für Friedhofs- und Kirchenschilderungen.

#### Es kam kein Frühling

Kaum war aber der Krieg siegreich beendet, als schlagartig die Kritik der Partei an der Literatur einsetzte. Sie erstreckte sich sogar auf die während des Krieges über alle Maßen gelobten Schriftsteller. Der Generalton dieser Kritik war: die Schriftsteller hätten die ausschlaggebende Rolle der Partei nicht genügend gesehen und nicht lebendig genug geschildert. Dieser Fehler mußte sofort ausgemerzt werden, damit die Wahrheit allen sichtbar werde. In der Praxis bedeutet das den Befehl, die weiteren Auflagen der Kriegsromane umzuarbeiten, damit alle sähen: — nicht die Generale, sondern das Zentralkomitee der Partei hat die deutschen Eindringlinge zurückgeschlagen und Rußland gerettet. Nur als ein besonders krasser Fall soll hier die Forderung erwähnt werden, die an den besonders linientreuen Fadejew, den jahrelangen Vorsitzenden des Schriftsteller-Verbandes, gestellt wurde, seinen Roman, „Die junge Garde“, der während des Krieges von der Parteipresse jubelnd begrüßt war, zeitgemäß umzuarbeiten. Fadejew erklärte sich mit der Verstümmelung seines Werkes einverstanden. Er erhielt dafür den Leninorden und die Aufforderung, bei weiteren Auflagen weitere Änderungen in dem gleichen Sinne vorzunehmen. Dieses ist kein Einzelfall, sondern für die Zeit eine allgemeine Regel gewesen.

Mit Stalins Tod schien zunächst eine neue Aera eintreten zu wollen. Die Diskussion auf dem zweiten Kongreß der Schriftsteller im Dezember 1954, in Moskau einberufen, verlief viel ungezwungener als es beim ersten der Fall war. Schdanows Theorie des sozialistischen Realismus wurde natürlich in Ehren gehalten. Niemand wagte sie abzulehnen, geschweige denn anzugreifen, doch stand sie nicht im Zentrum der Diskussionen. Sie wurde schweigend und achtungsvoll in die Ferne gerückt, wo sie als drohende Wolke lasten blieb. Die rege Auseinandersetzung des Kongresses drehte sich um zwei Probleme: Um die Aufrichtigkeit der Sowjetschriftsteller in ihrem Verhalten zu Staat und Kunst und dann im Zusammenhang mit Ehrenburgs Roman „Das Tauwetter“ um die Möglichkeit eines Frühlingseinbruches in das russische Leben und Schaffen. Die entscheidende, im Jahre 1954 alle Teilnehmer des Kongresses beunruhigende Frage war die, ob der Frühling, der eingetreten zu sein schien, sich lange halten und den Sommer nach sich ziehen, oder ob er sich als kurzes Lächeln des Winterfrosts erweisen wird. Die damals unlösbare Frage ist heute als gelöst zu betrachten: Der Fall Pasternak und der Verlauf des dritten Kongresses im Mai d. J. zwingen zu einer eindeutig negativen Beantwortung.

Die Tragödie, die sich im Zusammenhang mit der Verleihung des Nobelpreises abgespielt hat, ist so bekannt, daß ihre genauere Analyse sich erübrigt. Mit einer nicht zu überbietenden polemischen Härte und einer absoluten künstlerischen Blindheit haben die Sowjets ihre These, die Kunst sei eine Magd der Politik vor der ganzen Welt vertreten.

Der dritte Schriftstellerkongreß hat diese Haltung nicht nur stillschweigend hingenommen und gehorsam bejaht, sondern in einer Reihe glatt durchdachter, gut formulierter und in einzelnen Fällen sogar

pathetisch vorgetragener Referate seine Mitglieder zum freibekanntem Kredo des russischen Künstlertums erhoben.

Natürlich war das nicht von ungefähr geschehen. Einige Tage vor Beginn des Kongresses wurde der Sieg der Parteimeinung mit schwerem Beschuß vorbereitet. Einen großen Einfluß übte selbstverständlich auch die beim Kongreß gehaltene Rede von Chruschtschow aus. Sie war vor allen den wirtschaftlichen Problemen geweiht, hatte aber auch einen Passus über die Pflichten des Schriftstellers.

Am Vorabend des Kongresses formulierte das Sowjetradio in einer speziell dem Kongreß gewidmeten Ansprache den festen Standpunkt der Regierung. Dort hieß es: *„Die Arbeit des Schriftstellers wird nur dann fruchtbar sein, wenn er in den ersten Reihen für den 7-Jahres-Plan kämpfen wird. Nur in dieser Haltung wird es ihm gelingen, ein wirklich inspiriertes Werk zu schaffen, das des heldischen russischen Volkes würdig ist, des unermüdlichen Erbauers der neuen Welt, des flammenden Vorkämpfers für die lichte Zukunft der Menschheit“*. Sehr ähnliche Gedanken brachte in seiner Ansprache Chruschtschow: *„Die Arbeiter der Literatur, des Theaters, des Kinos, der Musik, der Bildhauerei und Malerei sind dazu berufen, der Partei und dem Staate in dem großen Werk der Erziehung der Arbeiterschaft und vor allem in der Propagierung der kommunistischen Partei im Rahmen des guten ästhetischen Geschmackes zu helfen“*.

Der Kongreß schloß mit dem feierlichen Gelübde der versammelten Schriftsteller: *„Wir Sowjetschriftsteller, die verschiedenen Nationen angehören, aber doch eine gemeinsame Heimat haben, geloben es der Partei, alle unsere Fähigkeiten und all unsere Erfahrung im Aufbau des Sozialismus einzusetzen“*.

Mit der Resolution war das Tauwetter zu Ende. Selbst über die kleinsten Pfützen des lebendigen Wassers legte sich Glatteis, dessen Betreten große Gefahren in sich schloß. Dieses bedeutet aber keinesfalls, daß auch in den Seelen der Schriftsteller Frost und Winter einzogen, wie es die einstimmig angenommene Resolution vorzutäuschen sucht. Im Gegenteil: Wir haben viele Anzeichen, daß die geistige Revolution in Sowjetrußland sich weitere Wege bahnt. Ein genaues Lesen der Sowjetlyrik und auch der Sowjetbellesistik scheinen dies zu beweisen.

Man weiß: Gottes Mühlen mahlen langsam, dafür aber auch ohne Unterlaß.

---

**Anmerkung:**

*Dr. phil. Fedor Stepun*, 1884 in Moskau geboren. 1926 Prof. für Soziologie an der Technischen Hochschule Dresden. Wegen politischer Untragbarkeit 1937 in den Ruhestand versetzt. Seit 1947 Prof. für russische Geistesgeschichte an der Universität München. Veröffentlichungen: u. a. *Wie war es möglich?* Briefe eines russischen Offiziers (1929); *Das Antlitz Rußlands und das Gesicht der Revolution* (1934); *Vergangenes und Unvergängliches — Lebenserinnerungen* (1947/50).

JOSEF MÜLLER:

## Sinn und Aufforderung des 20. Juli

Gedenkrede während der Feierstunde an der Gedächtnisstätte in der Stauffenberg-(Bendler-)Straße zu Berlin am 20. Juli 1959.

Unserer Zeit mangelt es nicht an Gründen für ernstes Besinnen. Es fehlt uns auch nicht an Gelegenheit, dieser inneren Sammlung in Gemeinschaft mit anderen Menschen, in der Versammlung nachzugehen. Aber je größer das Getriebe der Festakte, Tagungen und Kongresse wird, desto geringer will mir der Nutzen erscheinen, den die Öffentlichkeit davon hat, in deren Namen und zu deren Wohle ja fast alles geschieht, was Versammlungen heute unternehmen.

Das liegt nicht nur daran, daß außerhalb der reinen Wissenschaft seltsamerweise keine Erfahrungen Anerkennung genießen, daß vielmehr jede Generation selbst alle Fehler wiederholen will. Das ist nicht der einzige Grund. Denkt man ein wenig über diese Entwicklung nach, dann wird man sehr bald auf eine noch merkwürdigere Zeiterscheinung stoßen. Man wird finden, daß sich fast alles, was heute in der Öffentlichkeit als Versammlung auftritt, nur mit *einer* der drei Säulen unserer Existenz befaßt: *Nur* mit der Vergangenheit, *nur* mit der Gegenwart, *nur* — oder doch fast ausschließlich *nur* — mit der Zukunft.

Dem entspricht dann auch jeweils die Art, in welcher die jeweilige Materie behandelt wird und der Personenkreis, der sich daran beteiligt.

Die Zukunft zum Beispiel wird technisch so verschlüsselt, daß sich der Laie mit der Rolle des willenlosen Mitläufers abzufinden beginnt, dem nur noch wenige Eingeweihte den richtigen Weg weisen können. Die Gegenwart andererseits wird immer mehr zu einem Routinegeschäft, das schon deshalb keine Anziehungskraft ausüben kann, weil die wenigen unmittelbar Beteiligten, weil sogar der winzig kleine innere Kreis jeder öffentlichen Institution der tödlichen Langeweile anheimzufallen beginnt, denn die Geschäfte werden nur erledigt, und es bleibt alles beim alten. Die Angelegenheiten der Gegenwart interessieren zumeist nur dann einen größeren Kreis, wenn tüchtige Veranstalter ihre Diskussion mit einem attraktiven Programm moderner Zerstreuung verbinden.

Und wie steht es mit der Vergangenheit?

Man braucht keine komplizierten Formeln, um sie zu erkennen, und sie ist alles andere als ein trockener Stoff. Trotzdem hatten wir, wenn wir in den letzten Jahren zusammenkamen um der Vergangenheit, ihrer Vorbilder und Opfer zu gedenken, fast immer das gleiche Bild: wir waren unter uns. Die Redner sprachen zu Erfahrenen, nicht aber zu Menschen die erfahren wollten. Hier standen Frauen und Männer, deren Gewissen bereits entschieden hatte, nicht aber jene, die sich sogar weigerten und bis heute weigern, zumindest ihr Wissen um das Geschehen jener Zeit zu vervollständigen. War das unvermeidbar, oder konnte das auch anders sein?

Ich glaube, eines ist sicher: die Entscheidung dieses Tages war zu schwer, als daß sie innerhalb und außerhalb Deutschlands binnen kurzer Zeit allgemein verstanden werden konnte. Sie war zu kühn und zu wenig erfolgversprechend, um einer Zeit, die ihr Urteil so sehr von Resultaten abhängig macht, sinnvoll zu erscheinen. Außerdem hatte sie Gegner, und zu diesen Gegnern zählt ja nicht nur die aktive, brutale Gewalt, sondern die viel weiter verbreitete Passivität, die dann nach dem allgemeinen Zusammenbruch viel tausendfach ihre frühere Haltung zu verteidigen sucht. Es ist ja viel schwerer, einen Gedanken zur Tat als zur Tatenlosigkeit reifen zu lassen.

Deshalb mußten wohl erst Jahre vergehen, in denen eine neue Generation herangewachsen ist, unbelastet von Taten oder Unterlassungen und unbelastet vom Kollektiv des kleingeschriebenen „man“ — Sie erinnern sich: „Man muß national sein; man darf sich doch nicht gegen die Partei und ihren Führer stellen“.

Dem Schicksal der neuen Generation auch galt vor allem das Opfer der Frauen und Männer, die an dieser Stelle und anderswo zum letzten Versuch eines Widerstandes gegen die Barbarei aufgestanden sind. Ihr Vermächtnis enthält mehr, als das Geschehen des Tages, an dem sich ihr Schicksal erfüllte, und es wirkt weit über diesen Tag hinaus. Das zu erkennen und danach zu handeln, ist *unsere* Verpflichtung.

Wir vereinigen uns seit Jahren an diesem Tage hier und anderswo, obwohl keiner von uns des Termines bedarf, des Anlasses zur Erinnerung an die Schrecken, an den drohenden Strang, an die unbarmherzige Vernichtung des Lebens. Unser ganzes Denken ist geprägt und erfüllt von diesem Erlebnis. Wir sind auch kein Club oder Veteranenverein. Wir sind nicht deshalb immer wieder hier, weil wir noch da sind. Aber: solange wir da sind, entbindet uns nichts von unserer Pflicht, das Vermächtnis des anderen Deutschland der vergangenen Zeit an das heutige Deutschland weiterzugeben.

Was ist, worin besteht dieses Vermächtnis? Wir können diese Frage klar beantworten, nicht nur wir, die wir hier versammelt sind und aus eigener Anschauung oder Beteiligung Auskunft geben könnten, sondern jeder kann das tun, der die zahlreichen überlieferten Zeugnisse kennt. Vermächtnis ist der *Sinn* der Tat, nicht deren Ausgang — selbst wenn er günstig gewesen wäre — und nicht deren religiöser oder philosophischer Vorbereitungsprozeß, denn dessen Gebote und Argumente sind in den viel älteren Quellen aufzufinden.

Die Tat, um deren Sinn es hier geht, hat auch nicht am 20. Juli 1944, sondern schon viel früher, in den Jahren des äußeren Aufstiegs des Reiches begonnen.

Sinn des Aufstandes gegen die Gewalt und ihre auf die Seelen der Menschen ausgedehnte Herrschaft war, den verletzten Geboten der Menschheit und Menschlichkeit unbedingt, auch unter Verzicht auf äußeren Erfolg, wieder zur Anerkennung zu verhelfen. Erst der Krieg, dessen verbrecherische und oft auch dilettantische Führung, gaben der Tat noch einen zweiten, ich möchte sagen realen Sinn. Die Rettung der Nation vor und aus dem staatlichen Untergang.

Wer diesen, vor allem den ideellen Sinn der Tat richtig begreift, kann nicht rückwärts gerichteten Blickes in der Pflege einer Art Gedenktags-Tradition erstarren. Er kann nicht einmal hoffen, daß er das Vermächtnis erfüllt, wenn er nur dem Namen und dem Wirken jener Männer des Widerstandes die Ehre erweist, die sie für ihre Tat und für ihre Zeit verdienen. Denn sie hatten ja für sich selbst gar nichts gewollt, und auch der Nachruhm wäre ihnen nebensächlich gewesen. Wer den Sinn der Tat richtig versteht, der erkennt darin die Aufforderung, gültig für jede Zeit und jede Generation, allen Versuchen der Vergewaltigung menschlichen Geistes und menschlicher Natur mit allen verfügbaren Mitteln entgegenzutreten.

Ich sage das, obwohl ich weiß, daß es heute als zweideutig, ja sogar als unmoralisch, zumindest aber als anachronistisch gilt, im Zusammenhang mit der Vergewaltigung menschlichen Geistes und menschlicher Natur von der ultima ratio des Widerstandes zu sprechen. Der Anachronismus ist nur scheinbar; die Kompliziertheit unserer politischen Gegenwart spiegelt ihn vor, die Problematik ist im Wesen dieselbe geblieben.

Ich muß daran erinnern, daß die Männer, deren Motiven und Tat unser Denken gilt, auch und besonders die Auseinandersetzung mit Waffengewalt für eine der schlimmsten Geißeln der Menschheit hielten. Den Frieden zu erhalten, und, nachdem er leichtfertig gebrochen war, ihn wieder herzustellen war eines unserer zentralen Ziele. Wir haben geprüft und gewogen, vielleicht sogar zu lange, aber immer in dem Bemühen, keinem Irrtum zu unterliegen; nicht dem Irrtum einer falschen Information, vor allem aber nicht einem der merkwürdigsten Irrtümer unserer Zeit: Ich meine die Gefahr, die dem Manne droht, der zwar über Information verfügt, diese dann aber in Propaganda umgemünzt wiederfindet; ich meine die Gefahr, Gefangener der eigenen Propaganda zu werden. Wer wollte behaupten, diese Gefahr sei gebannt, wenn wir hören, wie sehr der Wunsch zur Freiheit und die Sehnsucht nach Frieden für die gerade diese Stätte und diese Stadt beispielhaft sind, verkannt und mißachtet werden.

Das Problem der Männer des 20. Juli ist auch das unsrige: Wo liegt die Grenze, deren Verletzung nicht geduldet werden darf; nicht geduldet aber nur von denen die sich aufgefordert fühlen. Der Sinn des 20. Juli ist ein Aufruf, kein Marschbefehl. Die Entscheidung ist dem Einzelnen überlassen. Deshalb gilt dieser Aufruf nach wie vor, und es bleibt das Beispiel derer, die als letztes ihr eigenes Leben gefährdet, und derer, die es im Bewußtsein des Opfers für Freiheit und Frieden gegeben haben.

Sie sehen, am Sinn der Tat, derer wir hier gedenken, haben auch die Dimensionen der Gegenwart nichts ändern können. Im Gegenteil! Man braucht das Argument nicht zu scheuen, mit dem ich mich soeben befaßt habe — das Gewissen ist auch im Zeitalter der Kernzertrümmerung kein menschliches Rudiment — aber es gibt näherliegende Gefahren als den Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes.

Wir leben nicht nur im Zeitalter der Technik, sondern in einem Jahrhundert, das uns die Erkenntnis aufdrängt, daß Technik an sich etwas Totalitäres ist und keine Halbheiten duldet. Überall dort, wo die Technik noch ungenügenden Nutzen für den vermeintlichen Herrn der Technik, den Menschen, erbringt, hat in Wahrheit nicht die Technik versagt, sondern der Mensch, teils weil er nicht maschinell reagieren kann, teils weil er nicht willens oder fähig war, sich selbst als Fehlerquelle auszuscheiden. Das beginnt im Kleinen und im Alltag, wo es endet, ist noch nicht abzusehen.

Ich darf Sie daran erinnern, daß sich ernsthafte Wissenschaft mit der Frage befaßt, inwieweit sich denkende Maschinen, deren kalkulatorische Fähigkeit die des Menschen viel tausendfach übertrifft, den Menschen selbst dienstbar machen könnten. Andere Zweige der Forschung haben Möglichkeiten entdeckt, das Individuum *biologisch* umzugestalten. Drogen ändern jetzt schon die Stimmungen des Gemütes. Mit Hilfe von Elektroden kann man ganze Befehlszentren von außen dirigieren. Mit Hilfe von Strahlen schließlich korrigiert man schon heute den Schöpfungsprozeß. Diese wenigen Beispiele aus dem Bereich der modernen Wissenschaft ließen sich ohne Mühe vermehren.

Ist nicht auch hier die Frage angebracht: Wo liegt die Grenze des Erlaubten, des vom Schöpfer gewollten? Taucht nicht auch hier die alte und immer wieder neue Frage auf: Was ist von all dem gewollt, unausweichlich vom selben Schöpfer gegeben, den zu korrigieren man so starke Anstrengungen unternimmt, und was ist Frevel, dem die Menschen, sofern sie nicht Fatalisten sind, entgegentreten müssen? Ist das noch Vervollkommnung des Menschen oder ist es Vergewaltigung, wenn der Mensch im Bemühen, Herr aller Dinge zu sein, im Begriff steht, den Dingen die Herrschaft abzutreten?

Gerade wir, die hier versammelt sind, sollten nicht den Fehler machen, zu dem der historische Anlaß vielleicht verführt, nämlich die mutmaßliche Gefahr nur dort zu suchen, wo *politische* Entscheidungen fallen. Die Gefahr ist überall da, wo dem Menschen vom Menschen das Recht streitig gemacht wird, nach den Gesetzen einer höheren Ordnung und seiner eigenen Natur zu leben. Es ist gleichgültig, welches Mittel sich der Usurpator dabei bedient. Politik und Technik sind letzten Endes nur unterschiedliche Methoden. Es ist auch gleichgültig, ob der Betroffene dazu ja sagt oder nicht. Den Beweis für den Wert eines plebiszitären Ja ist uns die Abstimmungsmaschinerie schon bei viel einfacheren Fragen als denen der modernen Technik schuldig geblieben; allein die Persönlichkeit, die ihre Entscheidung an dem von Gott gesetzten Gewissen mißt, wird Mut und Kraft gegen eine Diktatur der Politik und Technik setzen.

Die Männer, deren Tat uns hier vereint, waren eine Minderheit — und wir, die ihr Vermächtnis bewahren und erfüllen wollen, sind lange Zeit eine Minderheit geblieben; hoffen wir, daß wir es heute nicht mehr sind!

Die opportunistische Anerkennung ohne Überzeugung, die eine gelungene Revolution meist mit sich bringt, ist dem verlorenen Aufstand erspart geblieben. Es war in den vergangenen Jahren oft schmerzhaft zu beobachten, wie das Motiv verdächtigt, die Tat verfälscht und das Opfer verkleinert wurde; aber diese Jahre waren nicht vergebens. Die Anerkennung kommt spät; aber sie kommt aus Überzeugung, nicht aus Erwägung der Zweckmäßigkeit. Die verlorene Zeit wird vom Wert der Überzeugung aufgewogen. Der jungen Generation, die in diesen Tagen aufgerufen worden ist, das Vermächtnis der Männer des 20. Juli im ganzen Deutschland zu wahren, bietet sich täglich Gelegenheit zu beweisen, ob sie den Sinn der Tat verstanden hat und willens ist, danach zu handeln.

Unserer deutschen Jugend, den jungen Menschen hier und dort ist es anheimgestellt zu entscheiden, ob der Widerstand gegen Willkür und Gewalt, ob der 20. Juli Vergangenheit bleibt, oder aus ernster Gegenwart in eine würdige Zukunft weist.

Das ist Sinn und Aufforderung dieses Aufstandes des Gewissens gegen die Gewalt, Sinn und Aufforderung des 20. Juli.

#### Anmerkung:

*Dr. rer. pol. Josef Müller*, geb. 1898. Seit 1927 Rechtsanwalt in München. Im dritten Reich mehrfach verhaftet. Seit 1939 in enger Zusammenarbeit mit Generaloberst Beck. Nach einem Hochverratsverfahren wurde er von der Gestapo bis zum Kriegsende in Haft gehalten. 1946 Mitglied des Bayerischen Landtages, 1947—52 Bayerischer Staatsminister der Justiz.

---

---

# POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN BEILAGEN:

Joseph M. Bochenski: „Die sowjetische Philosophie  
der Gegenwart“

Pietro Quaroni: „Die Verantwortung Europas  
gegenüber den Entwicklungsländern“

Heinrich Uhlig: „Hitlers Einwirken auf Planung  
und Führung des Ostfeldzuges  
bis Frühjahr 1943“

\* \* \* : „Pekings Wirtschaftsbeziehungen  
zum Ausland“

---

*Nachorderungen der Beilagen aus Politik und Zeitgeschichte sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23 zu richten. Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preis von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an die Vertriebsabteilung. Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 6,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Telefon 34 12 51.*

---

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST BONN/RHEIN KÖNIGSTRASSE 85